

Dahim



46. Jahrgang. Nr. 50

8. September 1928

Aus der Zeit für die Zeit



Feuerwerk auf der Pfesja in Köln.

Über 50 000 Menschen sahen dem prächtigen Schauspiel zu. (B. Matthäus, Köln.)

Nachdruck verboten.



Das neue Königreich Albanien.

Achmed Zogu, der König, bei einer Parade der kürzlich nach italienischem Muster reorganisierten albanischen Truppen. (C. Delius.)



Geh.-Rat Dr. Wilhelm His,
der neue Rektor der Universität Berlin.
(Photothek.)

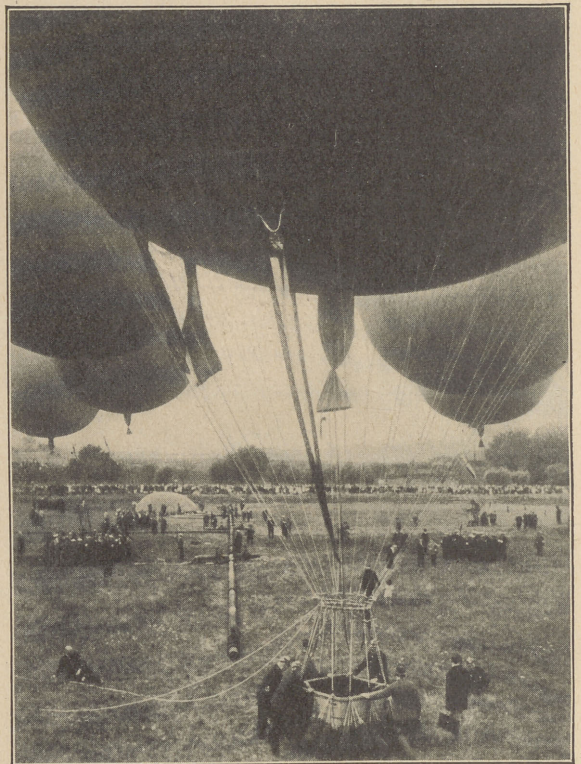


Vizeadmiral Meyer-Waldeck,
der Verteidiger von Tjingtau †.



Fahn's Enkel und Urenkel.

Friedrich Ludwig Fahn, der in Amerika lebende Enkel (links) und Amtsrat Friedrich Ludwig Guehl, der Urenkel des Turnvaters. (Atlantic.)

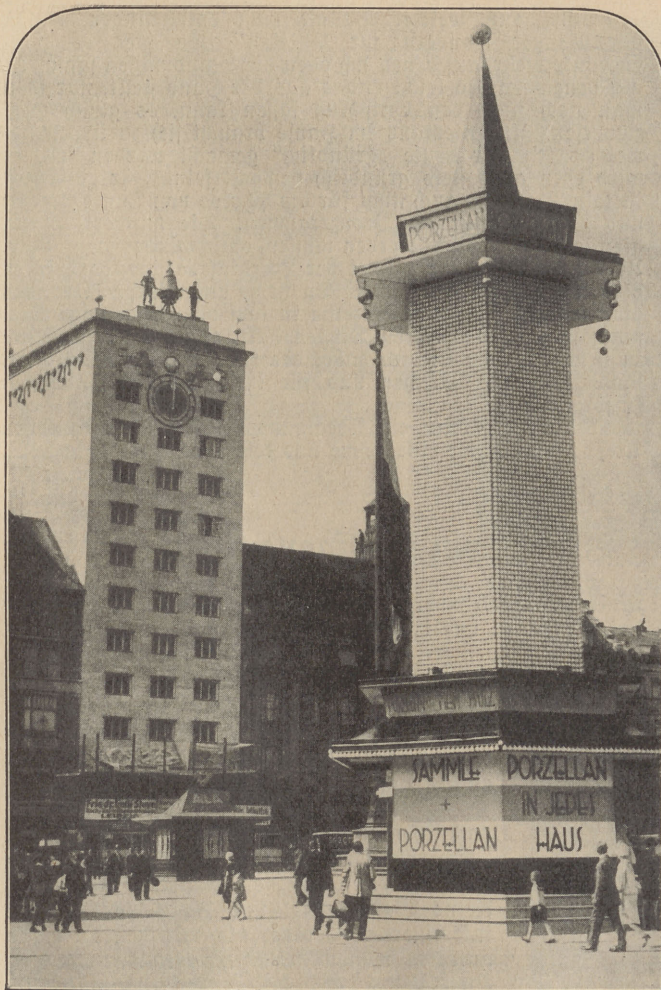


Freiballonaufstieg.

In Bochum fand ein Werbeballonfliegen für die deutsche Luftfahrt statt. Es führte einzelne Teilnehmer bis zur Nordseeküste.



Vom Kampf um die Deutschen Langstreckenmeisterschaften im Faltboot.
Der Start der Zweier auf der Donau bei Abbach. (Photo-Union.)



Das Turmhaus und der Tassenturm.

In Leipzig während der Herbstmesse. Das Mittelstück des Porzellan-turms besteht aus Tassentöpfen. (Sennecke.)



Im 1000jährigen Dinkelsbühl.

Szene an einem alten Brunnen der Stadt nach dem großen historischen Festzug, an dem die gesamte Bevölkerung teilnahm. (Photothet.)

Das Einfamilienhaus der Zukunft.

Da steht plötzlich ein ganz neues Haus vor uns: schlicht, einfach, klar und praktisch. Es ist befreit von jedem Überflüssigen und gibt doch jedem Bewohner das, was er braucht. Es erspart der Hausfrau Arbeit, schafft dem Hausherrn einen stillen Arbeitsraum, läßt die Kinder, ob sie klein oder erwachsen sind, zu ihrem Recht kommen, hat ein Gärtchen und kann überall stehen: am Rande der Großstadt, im Siedlungsgelände der Mittelstadt, in der Kleinstadt, im Badeort und auf dem Lande. Es hat nicht viel Zimmer und doch genügend Platz, es ist solide und doch billig.

Wo ist dies Haus und wer hat es geschaffen? Noch ist es nicht da, aber es ist im Werden. Das Heft 1 des 43. Jahrgangs von Velhagen & Klafings Monatsheften, das zum 1. September erschienen ist, fordert alle deutschen Architekten auf, ein solches Haus zu entwerfen und lobt für den besten Entwurf zehntausend Mark aus, für weitere gute Entwürfe Prämien in der Gesamtsumme von fünftausend Mark. Was wird nun von diesem Haus gefordert?

Es soll ein Einzelwohnhaus (kein Siedlungs- oder Reihnhaus) sein, das in einem Gärtchen steht. In seinem Erdgeschoß soll ein großer gemeinsamer Wohnraum liegen, der zugleich Speisezimmer und Musikraum ist. Außer diesem Raum enthält das Erdgeschoß nur noch die Küche, einen Wirtschaftsraum, Kleiderablage und Toilette am Haupteingang. Im Obergeschoß liegen mindestens vier Einzelschlafzimmer, die zugleich Einzelwohnzimmer sind; im Zimmer des Hausherrn befindet sich die Bücherei. In keinem dieser Schlafwohnzimmer steht ein Waschtisch, die Reinigungen werden in den Badezimmern vorgenommen, von denen für die männlichen und weiblichen Bewohner je eines im Obergeschoß liegt. Dies Geschoß muß außerdem noch einen Wäscheschrankraum mit hellem Nähplatz haben. Im Haus sollen noch untergebracht werden: ein Schlafraum für Hausangestellte, ein Vorratsraum, eine Waschküche, in der sich auch das Bad für Hausangestellte befindet, ein Kohlenraum. Das ganze Haus soll dem Wohnzweck dienen, deshalb vermeidet es unnötige Raumverschwendung für Treppen, für eine Diele usw., es hat aber Balkon oder Veranda.

Wer solch ein Haus beziehen will, muß allerdings mit

vielen alten Gepflogenheiten brechen, er muß vor allem den Wust an ererbten Möbeln drangeben, denn das meiste in diesem Haus soll eingebaut werden, alle Schränke bestimmt, ein Teil der Sitzmöglichkeiten sicher, vielleicht sogar die Betten. Der Architekt soll es so schaffen, daß der Bauherr seinen Einzug nur mit einer Einspännerfuhrer Möbel hält, d. h. er bringt ein paar Tische, Stühle und Sessel mit, sonst nichts. Für einen Flügel oder Harmonium ist ihm eine zweite Fuhrer bewilligt.

Das Haus muß der Architekt so anlegen, daß es einschließlich aller Einbauten, einschließlich aller Anlagen (Sammelheizung, Wannen, W. Cs., Waschkessel, Beleuchtungskörper, Herd, Eisschrank, Staubsauger usw.) zwischen 25 000 und 40 000 Mark kostet, natürlich ohne den Bauplatz.

Das wird also das Haus der Zukunft. „Ein bißchen nüchtern!“ wird mancher im ersten Augenblick sagen, „wie soll ich mich in einem solchen Bau wohlfühlen?“ Aber nur im ersten Augenblick, dann wird er sich schon in den großen Wohnraum verlieben. Ja, wozu hat man im allgemeinen jetzt ein besonderes Eßzimmer? Man ist am Tage zweimal eine halbe Stunde in ihm, sonst steht es leer. Ist das nicht eine Verschwendung? — Ja, aber wenn wir Gäste haben, die können wir doch nicht gleich an den gedeckten Tisch führen? lautet die Frage. Sollen Sie ja auch gar nicht. Der gedeckte Tisch steht in einer Ecke des großen Raumes, er sieht sehr festlich aus und ist mit seinem Glas, seinem Porzellan, seinem blinkenden Silber und seinem Blumenschmuck ein schöner Anblick, der Ihre Gäste nur erfreuen wird, wenn Sie sie in der anderen Hälfte des Wohnraumes willkommen heißen. Und nach Tisch? Nun da wird eine spanische Wand vor ihn gestellt, sehr schnell abgedeckt, die Platte zusammengeschoben, und niemand denkt zehn Minuten später, wenn musiziert oder getanzt wird, mehr daran, daß da eben noch ein Eßtisch stand. Und wenn Ihnen das nicht recht ist, so können Sie für solche Zwecke ja den Raum durch einen großen Vorhang teilen, der ganz zurückgezogen werden kann. Welch ein Gewinn ist aber ein solch großer Raum, er ist hell, luftig, er läßt sich wundervoll einrichten, er befreit von der Schablone: Tisch in die Mitte — Lampe darüber! Er vereint die Familie

wirklich, nicht daß abends Vater in seinem, Mutter in ihrem Zimmer sitzen, nur weil die beiden Zimmer doch nun einmal da sind, und die Kinder wissen nicht recht, wo sie hingehören. So sitzt alles beieinander, vielleicht in getrennten Ecken, aber doch in Zusammengehörigkeit.

Aber mein Mann hat doch abends noch zu arbeiten und will dann ungestört sein! Gewiß, gnädige Frau, dann geht er in sein Schlafwohzimmer an seinen Schreibtisch. Über seinem Bett liegt eine schöne echte Decke, es wirkt wie ein Diwan; seine Kleiderchränke sind in die Wand eingelassen, sein Waschtisch befindet sich im Badezimmer nebenan, also er hat voll sein behagliches Arbeitszimmer dort oben, in dem er auch seine Geschäftsfreunde empfangen kann. Und Sie haben benachbart ebenso behaglich Ihr Boudoir und Ihren Schreib- und Nähtisch. Und Ihre Kinder haben in gleicher Weise ihre Spiel-, bzw. Arbeitsplätze. Und das alles ist dadurch gewonnen, daß der Waschtisch aus dem Schlafraum verbannt wurde. Ist das nicht ein Gewinn? Und hat es nicht den Vorteil, daß der, der sich zurückziehen will, wirklich für sich ist, fernab der Möglichkeit, daß ihm aus dem Nebenzimmer plötzlich jemand in das Zimmer gelaufen kommt?

Und dann welcher Ballast muß entwinden, welche Staubfänger wandern zur Auktion? Da gibt es keine Schränke mehr, auf denen sich oben die Staubmassen sammeln, auf denen man so leicht etwas aus der Hand stellt, nur weil man noch nicht den Entschluß fassen kann, es gleich wegzumwerfen. Und niemand im Hause braucht sich zu überlegen, welches Zimmer heute „gründlich“ gemacht werden soll, es wird eben alles stets gründlich gemacht sein. Für „Nippes“ ist kein Platz und auch nicht für die Photos von Tante Amalie und Vetter Artur im Bronzerahmen. Die hundert Dinge, die täglich abgewischt werden müssen, entwinden von allein. Und mit ihnen entwindet der Leerlauf der Hausarbeit, es bleibt nur die konzentrierte. Da ist es eines Tages klar, daß dies Haus, wenn jeder einzelne in ihm die notwendige Ordnung in seinen eigenen Dingen hält, ohne Hausangestellte zu bewirtschaften ist und dabei der Hausfrau noch voll Zeit bleibt, für ihr Gärtnchen und für ihre geistigen Interessen zu sorgen.

Dies Haus kann ein Idealhaus werden. Den deutschen Architekten ist hier eine schöne und lohnende Aufgabe gestellt. S.-C. v. 3.

Filmaufnahmen unter der Erde. Von Erwin Wolfgang Rad.

Wer von jenen Millionen, die allabendlich das Kino bevölkern, hat auch nur einen leisen Schimmer davon, was wohl mit — dem täglichen Waschwasser geschieht. Gewiß, kurzerhand läßt man es in den Abguß verschwinden. Und was dann? Fragen über Fragen! Kein Wunder also, daß eine rührige Filmfirma diese offenbare Lücke in der Allgemeinbildung ihrer Zeitgenossen durch die Darbietung einer Serie von unterirdischen Szenerien auszufüllen bestrebt gewesen. Wie man freilich hier, in den sich endlos dehrenden Beton-, bzw. Tonröhren, filmisch Wirkames austreiben soll, das ist allen ein Rätsel. Eins steht jedoch fest: Hier unten herrscht Sauberkeit im Bau und im Durchfluß. Daß die Abwässer naturgemäß nicht nach Beilchen riechen können ist selbstverständlich.

Auf dem zeitweilig mit schlammigem Urate bedeckten Boden schreiten wir mit denkbar größter Vorsicht voran. In einem Gitterwerk wird haltgemacht. Heraus mit den Magnesiumfackeln. „Anzünden!“ kommandiert unser Regisseur. Aber, das ist leichter gesagt, als getan. Die Dinger sind teilweise trotz aller Vorsicht naß geworden. Schließlich bequemen sich einige doch, zu brennen. Tageshelligkeit ergießt sich durch die sonst fast völlig im Dunkel liegenden Kanalröhren. Also so schaut es in dieser Unterwelt aus. Auf trübten Fluten kommen dem Versinken nahe Zeitungsfehen groß und klein, Obstreste und alte Kleidungsstücke angeordnet. Freilich, nicht weiter, als bis zum Gitter. Da aber steht ein Mann mit dreizackähnlichem Gerät bewaffnet: mit diesem Instrument werden alle Fremdkörper entfernt.

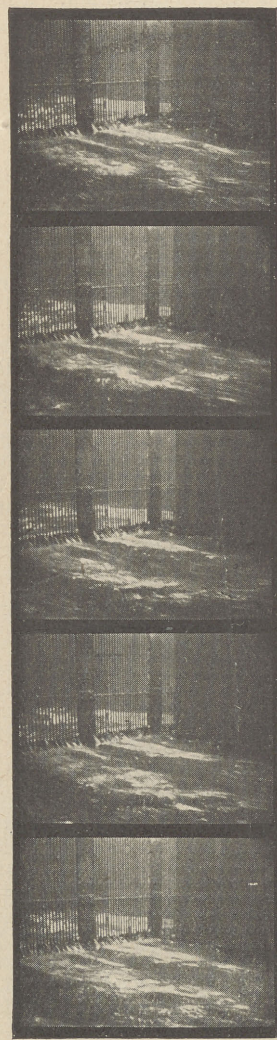
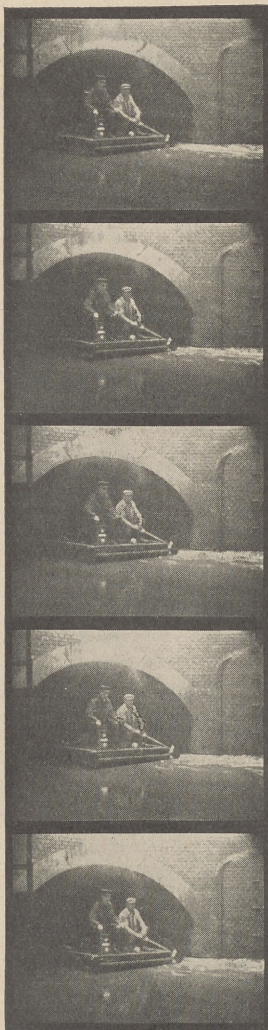
„Achtung — Aufnahme — los!“ Eigenartig berührt hier unten dieses aus allermodernsten und mit jedem Komfort ausgestatteten Glashäusern her nur allzugewohnte Kommandowort. Schon surrt die Kamera. Gespenstisch flackern die Fackeln. Wir drei lebende Leuchter sehen unser Ebenbild in Gestalt von riesigen Schatten an der Wand zappeln. Ein beizender Schmerz trübt mit einem

Male mehr und mehr das Augenlicht. Unser „Sonnen-Licht-Erjak“ hat zu qualmen angefangen. In dem engen Raum lagert nach wenigen Minuten eine Rauchwand, daß wir kaum noch die Hand vor Augen sehen können. Was aber will der Filmmann machen, wenn die Sicht verloren geht?! Mit dem vor das Gesicht gepreßten Taschentuch flüchten wir aus dieser „dicken Luft“.

Allzu reich ist freilich unsere Ausbeute — nach insgesamt vierstündiger Arbeit — nicht. Immerhin werden die Gitterwerke, das Einmünden der einzelnen Kanäle ineinander, kleine Wasserstrudel und Fälle die Oberwelt interessieren. Gerade, als wir den Heimweg antreten wollen, taucht unmittelbar vor uns ein Floß auf: Kein besseres Beförderungsmittel kann man sich denken, als diese sogenannte „Kanal-Kutsche“. Hastig suchen alle Mann ihre Taschen durch. Die letzten vier Magnesiumfackeln werden zutage gefördert. Wieder zischt und sprüht es auf, leuchtet das blendend weiße Licht

jedes dunkle Eckchen aus, mischt sich das Surren der Filmkamera mit dem Plätschern des Wassers. Und unter einem übermütigen „navigare necesse est“ gondeln wir zum rettenden Hafen — alias zur Leiter zurück, die zur Oberwelt führt. Noch ein forscher Kimmzug — wir begrüßen mit Freuden das Tageslicht.

Sehr schwer — aber auch recht abwechslungsreich — ist der Beruf eines Kameramannes. Heute treibt ihn das eiserne Maß in die Katakomben der Weltstadt; morgen vielleicht tief unten ins Bergwerk. Nicht lange ist es her, seit eine große Berliner Filmgesellschaft zur Herstellung eines „Oberfließfilms“ eine Expedition ausrüstete, deren Mitglieder unter der Erde folgendes Abenteuer zu bestehen hatten: Vierzig Arbeiter, schwerbepackt mit allerhand Filmgerätschaften, wurden an jenem denkwürdigen Abend in den Förderkorb eines Bergwerks verladen und in wenigen Minuten 500 Meter tief unter die Erde entführt. Mit dem Anschluß und Weitertrans-



port des Lichtkabels begann ihre Tätigkeit. Eine kilometerlange Menschen Schlange bewegte sich durch die Stollen. Schweres Keuchen ward überall hörbar. Denn unwirklich groß ist das Gewicht eines solchen Lichtkabels. Behe dem Träger, der auch nur auf Bruchteile von Minuten die ihm anvertraute Last nachlässig behandelt hätte! Unfehlbar wären bei ungleichmäßiger Verteilung des Gewichtes Vorder- und Hintermänner zusammengebrochen.

Endlich ertönte der Kommandoruf: „Das Ganze halt!“ Hier also sollte die Aufnahme vor sich gehen. Knapp zwei Meter Distanz war zwischen der Aufnahme stelle und dem Kurbelkasten. Und was mußte da nicht alles seinen sach- und sachgemäßen Platz erhalten: Apparate, Lampen, die lebende Staffage u. a. m. Im übrigen hatte sich der Regisseur eine keineswegs leichte Aufgabe gestellt: Die filmische Wiedergabe eines Schachteinsturzes.

Zunächst einmal mußte der beschränkte Raum erweitert werden. Man erreichte dies durch Hinein- haken von Löchern in die Kohle. So gewann man schließlich den nötigen Platz zum Einbauen der Lampen und Scheinwerfer. Viel Arbeit machte ferner die „Unsichtbarmachung des Kabels“, das man eingrub und mit Kohlenstaub überstreute. Da sich nun die feuchte Erde als ein nur zu guter Elektrizitätsleiter erwies, so gab es allerorten kräftige Schläge . . .

Auf Sperrbalken lagerte man ein paar Zentner Kohle. Würde nun — dies war der Plan des Regisseurs — diese natürlich im Filmbild unsichtbare Sperrvorrichtung — auf



ein gegebenes Stichwort weggeschlagen, so müßte die Illusion eines „Schachteinsturzes“ eine vollständige werden.

Leider sollte es ganz anders kommen. Wenige Minuten, bevor das Signal zur Aufnahme gegeben werden konnte, donnerte aus dem Nebenschacht unversehens ein gewaltiger Sprengschuß. Eine sich in weitestem Radius bemerkbar machende Erschütterung war die natürliche Folge und bewirkte schließlich das Nachgeben und Brechen der Sperrvorrichtung. Hemmungslos prasselten die Kohlenmassen herab. Rechts und links von den Filmleuten begannen die Wände einzustürzen. Das Krachen und Dröhnen ringsum wuchs von Sekunde zu Sekunde. Erlöschen und teilweise vergraben oder zertrümmert waren alle Beleuchtungskörper. Schaurig bange Minuten folgten. Endlich glückte es einigen Beherzten, notdürftig Licht zu machen. Erst allmählich gelang eine Übersicht. Die dichten Staubwolken, die über der Unfallstätte gelegen,

zerteilten sich nur äußerst langsam. Zwei Arbeiter freilich waren durch das Gestein niedergedrückt, doch glücklicherweise nicht ernstlich verletzt. Völlig unverfehrt geblieben waren die der Gefährzone am nächsten befindlichen Filmleute. Nur ein Schritt vom Regisseur und Kameramann lagen Kohlenstücke von einer Größe und Schwere, daß ein jedes von ihnen genügt hätte, um alles zu zermalmen. Vergessen sei nicht als ein Muster unererschütterlicher Pflichttreue die Tatsache zu buchen: Der Kameramann hatte unentwegt bis zum letzten Augenblick gedreht! Ihm danken wir die einzigen Filmaufnahmen eines echten Schachteinsturzes!

Mein Sportpreis. Von Oskar Vormbaum.

Wie über allen anderen Lebensverhältnissen, so waltet das Recht auch über dem Sport. Dem Wettbewerb auf dem Sportplatz kann ein Kampf auf dem Tummelplatz des Rechtes folgen, zumal wenn die Bewerber mit dem Urteil des Preisrichters nicht zufrieden sind. Die Preisauschreiben für Sportwettkämpfe fallen unter den Rechtsbegriff der Auslobung. Diese verpflichtet nach deutschem Rechte denjenigen, der durch öffentliche Bekanntmachung für die Vornahme einer Handlung, besonders die Herbeiführung eines Erfolges eine Belohnung aussetzt, sie dem zu entrichten, der die Handlung vorgenommen, also z. B. eine verlorene Brieftasche dem Eigentümer zurückgebracht hat. Betrifft aber die Auslobung eine Preisbewerbung wie z. B. bei sportlichen Wettkämpfen, so muß der Auslobende eine Frist — oder einen bestimmten Tag — für die Bewerbung bekanntgeben, wenn die Auslobung nicht ungültig sein soll. Was die Auslobung im Rechtssinne bedeutet, ist auf den geistigen Sportplätzen der Rechtsgelehrten fast ebenso unstritten wie die Sportpreise auf den wirklichen und kann für die Sportsfreunde gleichgültig sein, nicht aber wie das Gesetz Streitigkeiten wegen Zuerkennung der Preise regelt.

Der Tennisverein „Rot-Grün“ z. B. fordert in einem Rundschreiben an zahlreiche bekannte auswärtige Vereine vom weißen Sport zur Teilnahme an einem Wettkampf an einem bestimmten Tage des nächsten Sommers um einen wertvollen Pokal für den ersten Sieger im Herreneinzelspiel auf und teilt zugleich mit, daß sein aus drei Mitgliedern bestehender Vorstand das Preisgericht bildet. Da der Verein guten Ruf hat und der schöne Preis lockt, sagen zahlreiche Vereine zu und entsenden ihre besten Kämpen. Auch ich werde als Vertreter meines Vereins entsandt und spiele so erfolgreich, daß ich den Sieg schon in Händen zu haben glaube. Aber bei der Schlussrunde entscheidet der von dem veranstaltenden Verein bestellte Schiedsrichter zwei ausschlaggebende Bälle gegen mich; es kommt zu Protest meinerseits, das Preisgericht schließt sich dem Schiedsrichter an, und der ersehnte erste Preis fällt gegen alles Erwarten nicht mir, sondern Herrn Schulze von „Rot-Grün“, dem Mitgliede des veranstaltenden Vereins zu.

Diesen Spruch des Preisgerichts will ich nicht anerkennen, zumal sich auch andere Mitglieder dadurch benachteiligt fühlen, aber ich bezweifle sehr, ob ich ihn im Rechtswege werde anfechten können. (Wobei hier von den rein sportlichen Gepflogenheiten und sportlichen Ehrengrundätzen abgesehen werden soll und nur die rein juristische Seite be-

achtet sei.) Das Bürgerliche Gesetzbuch (§ 661, Abs. 2) sagt, daß die in der Auslobung bezeichnete Person, wenn eine solche fehlt, der Auslobende selbst darüber entscheidet, ob die rechtzeitig erfolgte Bewerbung der Auslobung entspricht oder welche von mehreren Bewerbungen den Vorzug verdient und diese Entscheidung die Beteiligten bindet. Der Spruch des Preisgerichts würde daher an sich unanfechtbar sein. Trotzdem wende ich mich auf Drängen meines Vereins an das zuständige Gericht und klage dahin festzustellen, daß mir der Preis zusteht und ihn an mich herauszugeben. Zunächst berufe ich mich darauf, daß die Auslobung formell ungültig ist, weil sie nicht öffentlich, sondern nur durch ein Rundschreiben an einzelne Sportvereine bekanntgegeben wurde. Das Gericht tritt dieser Ansicht aber nicht bei, da der Auslobende die Öffentlichkeit auf einen bestimmten Kreis von Sportsfreunden beschränken kann, das Preisauschreiben daher nicht etwa in Zeitungen oder durch Anschläge einem größeren Publikum bekanntzugeben braucht. In der Sache selbst behaupte ich, daß das Preisgericht den wertvollen Preis dem eignen Verein hat erhalten und nicht einem auswärtigen hat zufallen lassen wollen, also wider Treu und Glauben entschieden hat. Eine solche offenbar unbillige Entscheidung braucht der davon Betroffene, wie auch das Gericht anerkennt, nicht gegen sich gelten zu lassen, wenn nach allgemeiner Ansicht der Wissenschaft etwas gegen die ausdrückliche Vorschrift des Bürgerlichen Gesetzbuches zu machen wäre. Meine Klage muß deshalb abgewiesen werden, gelingt es mir aber zu beweisen, daß der Schiedsrichter, der als solcher Gehilfe des Preisgerichtes ist, das Spielergebnis gefälscht, das Preisgericht hiervon Kenntnis erlangt und trotzdem Schulze den Preis zugesprochen hat, so hat es arglistig gegen mich gehandelt und ich könnte den Spruch mit Erfolg anfechten. In allen Fällen aber kann ich bei offenbar ungerechter Entscheidung den mir entstandenen Schaden, z. B. die Kosten der Reise und des Aufenthaltes am Orte des Wettspiels, erstattet verlangen. Denn ich würde mich nicht daran beteiligt haben, wenn ich den Ausgang gekannt hätte.

Anders läge die Sache, wenn der Auslobende ein Dritter, in diesem Falle nicht der Tennisverein, sondern die Stadtgemeinde den Preis ausgesetzt und nach dem Preisauschreiben über den Gewinn zu bestimmen hätte. Sie müßte dann entscheiden, der Auslobende würde auch eintreten müssen, wenn das Preisgericht sich nicht einigen könnte oder sich zu entscheiden weigerte oder eines seiner Mitglieder infolge Krankheit oder Tod auschiede.

Der gefiederte Soldat.

Als die große Flut siebenundvierzig Tage die Erde bedeckt hatte, ließ Noah eine Taube ausfliegen. Die kam zu ihm zurück um Vesperzeit, und siehe, einen Ölbaumzweig



Theoretischer Unterricht auf der Heeresbrieftaubenanstalt. (Photothek.)

hatte sie abgebrochen und trug ihn in ihren Schnabel. Da vernahm Noah, daß das Gewässer gefallen wäre auf der Erde.

Aber den Frieden hat die Menschheit sich bis heute nicht dauerhaft gewinnen können. Und der Krieg, der „alles zum Ungemeinen“ gestaltet, hat auch die Taube in seinen Dienst gezwungen. Die einst den Ölweig zur Arche brachte, fliegt mit militärischer Meldung aus der belagerten Festung zum Entsatzheer, von der Vorpostenstellung zum Haupttrupp. —

General von Freytag-Loringhoven schrieb in seinen „Grundbedingungen kriegerischen Erfolges“: „Die Schwierigkeiten der Führung und Versorgung der Massenheere sind sehr groß. Der Wille der obersten Heeresleitung läßt sich auf ein modernes Millionenheer nicht in gleicher Weise übertragen wie einst der Machtpruch des Großen Friedrich auf Zehntausende und der Befehl Napoleons auf Hunderttausende. Selbst die Teilführungen vermögen sich heute nicht in dem Maße wie ehemals zur Geltung zu bringen. Der Wert festen Zusammenhalts der Masse steigt darum nur um so höher.“ Dieser notwendige Zusammenhalt einer Armee, das planmäßige Zusammenwirken aller einzelnen Truppenteile ist undenkbar ohne eine sichere Nachrichten- und Befehlsübermittlung. Und schon lange vor dem großen Krieg wurde ihr in allen Staaten eine stetig zunehmende Beachtung und Förderung zuteil. Jedes moderne Heer baute seine Nachrichtentruppe mit allen erdenklichen Hilfsmitteln aus. Aber neben den modernen technischen Errungenschaften, Auto- und Fliegerpost, Licht- und Rauchsignal, Drahtmeldung und Funkpruch ist auch die kleine kluge Brieftaube nicht vergessen worden.

Unsere Reichswehr besitzt eine mustergültige Zucht- und Lehranstalt für Brieftaubenwesen in Spandau. Sie ist eine Zentralstelle für die gesamte Zucht und Ausbildung von Brieftauben in Deutschland geworden.

Die Brieftaube ist unter ihren Schwestern kenntlich an ihrer aufrechten Haltung, dem langen Hals, breiter Brust, breiten und langen Flügeln, die im allgemeinen Nr. 50

dunkel, meist blau gefärbt sind. — Natürlich kann man von den gefiederten Boten nicht verlangen, daß sie auf unbekannten Wegen an irgendeinen gewünschten Ort fliegen. Sie lernen nur, sich von einem Außenort nach ihrem Heimatsort zurückzufinden. Diesen Heimatsort aber erreichen sie auch durch Sturm und Regen, Nebel und Schneefall. Die Brieftaube überfliegt, ohne die Richtung zu verlieren, Meer und Gebirge. Sie wird dadurch abgerichtet, daß sie während ihrer Ausbildung nur an der Heimatstation Futter bekommt.

Die Flugeschwindigkeit des kleinen, geflügelten Briefträgers beträgt im Durchschnitt etwa 55 Kilometer in der Stunde, kann aber bis zu 100 Kilometer stündlich erreichen. Die Tauben fliegen im allgemeinen bei schlechtem Wetter 100 bis 130 Meter hoch, bei guter Witterung in einer Höhe von 250 bis 300 Meter. Unter günstigen Bedingungen haben Brieftauben einen Gesamtweg von 1600 Kilometer — von Madrid nach Lüttich — wohlbehalten zurückgelegt. Die Tierchen werden sechs, oft auch sieben bis zehn Jahre alt. Ihre schlimmsten Feinde unterwegs sind die Raubvögel.

Zu den Aufflugsorten werden die Brieftauben der privaten Züchter in besonderen Reisetaschen, Reisekörben oder Reisekäfigen, ferner unter Aufsicht eines Wächters in Eisenbahnzügen gebracht. Sie haben also den Weg, den sie zurückfliegen, vorher nicht gesehen und finden sich dennoch heim.

Die kleine Taube kann keinen schweren Brief tragen. Aber die Photographie und die Kunst photographischer Ver-

kleinerung kamen ihr zu Hilfe. Mit der sogenannten Mikrophotographie können wir den Inhalt von einem Duzend großer Tageszeitungen samt ihren Beilagen auf den Raum eines Fünzigpfennigstücks zusammendrängen. Diese winzigen Brieflein werden nicht auf Papier, sondern auf ein ganz dünnes, fast gewichtsloses Häutchen übertragen. Dieses Häutchen wird in einen kleinen, mit Wachs verkapselten Federkiel gesteckt, und diesen befestigt der Absender an einer Schwanzfeder oder an einem Bein der Taube.

Nach Deutschland ist die Brieftaube von den Kreuzfahrern mitgebracht worden. Sie wurde hier zu-

nächst Kriegsbote von Rittersburg zu Rittersburg. Im Krieg von 1870/71 haben sich die von den deutschen Heeren belagerten Pariser durch Brieftauben, die im Luftballon ausgesandt



Brieftaubentransport mit dem Motordreirad. (Photothek.)



Radfahrerpatrouille beim Einpacken der Brieftauben. (Atlantic.)

wurden, wichtige Nachrichten zutragen lassen. Eine ihrer Tauben hat zehnmal die Belagerungsarmee überslogen. Auch im Weltkrieg haben die Truppen Brieftauben zur Nachrichtenübermittlung benutzt. Heute gibt es in Deutschland etwa eine Million Brieftauben, von denen einzelne Tiere ein paar tausend Mark wert sind.

In der Heeresbrieftaubenanstalt unserer Reichswehr in



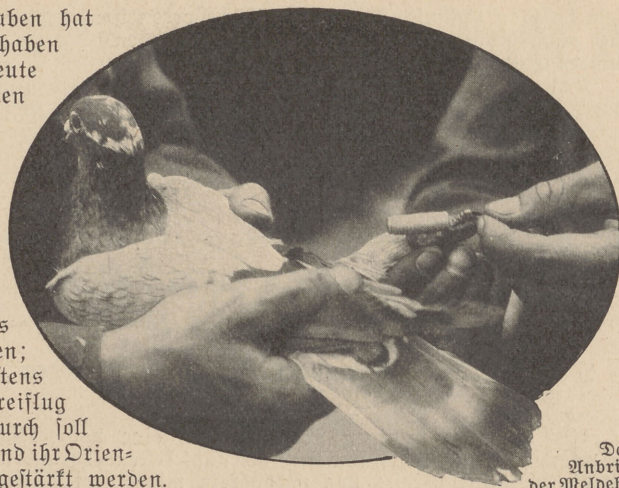
Die Brieftaube wird in die Satteltasche eines Meldehundes gelegt. (Atlantic.)

Spandau werden die Brieftauben, soweit sie nicht zu Melbeflügen eingesetzt sind, täglich zu Übungsflügen aus den Schlägen gelassen; sie müssen mindestens zwei Stunden im Freiflug sich bewegen. Dadurch soll ihre Flugfähigkeit und ihr Orientierungsvermögen gestärkt werden.

Zum Fortbringen der Tauben nach den Aufflugorten besitzt die Heeresbrieftaubenanstalt fahrbare Brieftaubenschläge in großen, eigens zu diesem Zweck gebauten Kraftwagen und auch in besondern Wagen mit Bepannung. Dazu kommt ein Transportdreirad mit Motorantrieb, in dessen Etagenkorb hundert Tiere mitgeführt werden können. Außerdem bildet die Reichswehr Brieftaubenradfahrerpatrouillen aus. Sie bestehen aus zwei Radfahrern, von denen der eine in einem Umhang vier Brieftauben, und zwar je zwei auf der Brust und auf dem Rücken bei sich trägt. Jede Taube wird, bevor sie in die Tasche des Umhanges gepackt wird, in eine Leinwandhülle gesteckt, die beim Herausziehen aus der Umhangtasche eine Beschädigung des empfindlichen Gefieders verhütet. In den Umhängen selbst bleiben die Tiere auch auf unebenem Gelände vor Schaden geschützt, da der Radfahrer Erschütterungen mit seinem Körper auffängt. Der zweite Mann der Patrouille trägt auf dem Rücken einen zusammenklappbaren Käft, in dem die Brieftauben während der Fahrt untergebracht werden können.

Vor kurzem ist hier an gleicher Stelle von der Dressur und der Leistungsfähigkeit des Meldehundes erzählt worden. Dieser brave vierbeinige Soldat wird auch als Brieftaubenträger abgerichtet. Er befördert die Tauben in einer Art festliegenden Satteltasche und in besonderen Schutzhüllen.

Wie zur Hundeanstalt unseres Heeres wird zu seiner Brieftaubenanstalt nur eine sorgsam ausgewählte, nachweislich tierfreundliche und tierverständige Mannschaft zugelassen, die durch erprobte Fachbeamte ihre weitere Ausbildung erhält.



Das Anbringen der Meldehülle

Der Reis im Haushalt.

Wenn ein Nahrungschemiker einmal die Kartoffel als den geduldigen, wenn auch groben Küchentnecht bezeichnet hat, dann ist es wohl erlaubt, als Mädchen für alles den Reis zu engagieren. In franten wie in gesunden Tagen, wenn irgend etwas knapp geworden, irgend jemand unerwartet gekommen ist, wenn vorgearbeitet und wenn nachgewärmt werden soll, greift die Hausfrau in die Reistonne, deren Inhalt allen Stürmen Trotz bietet.

Ob der Reis aus Indien oder aus China zu den Europäern gekommen ist, weiß man nicht. Zuerst, zur Zeit der Römer, diente er nur als Medikament. Reisschleim und heiße Reiskompressen wirkten gleichermaßen heilend. Erst als durch Anbau im Nildelta das Sumpfgetreide gleichsam räumlich näherrückte, begann man seine vielen Möglichkeiten auszunutzen, die Körner zu Mehl zu zermahlen, aus dem Stroh feines Papier herzustellen. Auch zum Stärken der Baumwollgewänder wurde das Mehl früh neben Weizenstärke verwendet.

Seit den Kreuzzügen aber hat sich der Reis als Tafelgericht den Weltkochtöpfen erobert, seines hohen Gehalts an Kohlehydraten und seiner fast reißlosen (90 Prozent) Ausnutzungsfähigkeit wegen; Eigenschaften, die man zur Kreuzzugszeit allerdings nicht wissenschaftlich erfassen konnte, deren günstige Wirkung man jedoch fühlte.

Sein verträglicher Charakter hat den Reis zu Mischgerichten allerart geradezu vorbestimmt. Er wehrt sich weder gegen Fett, noch gegen süß, ja zu meinem Erstaunen fand ich in dem Spezialkochbuch der „200 Reisgerichte“ von Anna Juliane Richter sogar einen „Reissalat im Tomatenrod“, der nach dem Kochen mit Kapern und Mayonnaise vermischt wird. Zwei große Gruppen lassen sich bei der Verwendung des Reises feststellen: die Gruppe der fetten und gewürzten Gerichte, die ausnahmslos heiß gereicht werden, und die Gruppe der süßen Gerichte, die man kalt und warm essen kann. Auch das Gebäck aus Reismehl, die kleinen japanischen Reiskuchen beispielsweise, gehört zu den Süßspeisen. Der Eigenart

wegen sei erwähnt, daß selbst süßer Reis durch ein Körnchen Salz beim Kochen für verfeinerte Zungen entschieden gewinnt.

Charakteristisch ist, daß alle Länder, deren Klima und Bodenbeschaffenheit (Wärme und Feuchtigkeit) dem Reisanbau zusagt, ihn auch zu ihrem Nationalgericht gewählt haben, und es ist vielleicht nicht uninteressant, diese den Besonderheiten eines Volkes entsprechenden Platten durchzugehen. Die Chinesen kochen die Körner nach dem üblichen vielfachen Waschen meist auf Art der Viertöpfe, d. h. sie setzen Reis und die dazu gewählten Zutaten, wie Fischchen, Geflügel, Wurzelwerk ineinandergeschachtelt auf und sind darin so geschickt, daß alle vier Dinge im gleichen Augenblick gar sind. Die Mischung geschieht meist erst auf dem Tisch. Oft wird auch der Mahlzeit aus zwanzig verschiedenen Lachpuppenschüsseln ein großer Napf Wasserreis nachgegessen. Bei den Indern spielen ungehindert des heißen Klimas die scharfen Würzen an jedem Gericht die Hauptrolle. Am Reis lieben sie besonders den Curry, der aus mehreren Substanzen zusammen hergestellt wird; aber „Khichary“ wird beispielsweise auch mit Butter, Nelken, Kardamom und Milch gedämpft. Im „Indischen Kochbuch“, das Sandfort Arnot übersetzt hat, kommt Reis fast in jedem Gericht vor, vielfach mit anderen Hülsengerichten zusammen. Auch die Türken, wie der ganze europäische Orient, haben in den bei uns ebenfalls beliebten Billawgerichten ihr Lieblingessen gefunden. Wenn man in dem „Türkischen Kochbuch“ von Turabi Effendi blättert, so findet man nicht nur den üblichen Hammel in Reis gedämpft, sondern auch Hühnchen. Stets wird der Reis besonders trocken gekocht und nachher in der Brühe des Fleisches nachgebüffelt, bis er alle Brühe aufgezogen hat. Die Italiener haben in ihrem Risotto eine vorzügliche Lösung gefunden. Krebschwänze, Geflügel, Lebern, vor allem reichlich Parmesan und Butter gehören hinein. Aber auch mit frischem Öl schmeckt der Risotto nicht schlecht oder mit den piemontesischen Trüffeln. Grellich dagegen ist eine Mischung von Reis mit Tintenfisch, wobei der

Reis hellblau anläuft. Der germanische Norden hat im Milchreis, womöglich mit Rosinen, sein Ideal gefunden. Bei vielen Bauernschaften gilt das Gericht als Weihnachtspeise.

Kalte und warme Süßspeisen, Pudding in der Form gekocht, Schlaglahnenreis, Frühterreis aller Mischungen, Reistorten mit Apfelsinenscheiben usw. sind uns von den Franzosen überkommen. Aber auch das deutsche Mittelalter, das ja keine Kartoffeln und wenig grünes Gemüse kannte, hatte

seine eigenen Wege der Bereitung. In Würzburg wird eine Handschrift des 14. Jahrhunderts aufbewahrt, „Dis buch sagt von guter spiße“, darin wird Reisbrei auf folgende Weise bereitet: „Der wölle machen ein rymus, der nem aber gestozen mandelmilch, und menge es mit rismele, und siedez wol und nim einen apfel und snit den würfelft, und roest den in eime smalze und strauwe daz uf daz mus und gibz hin.“

Martha von Zobeltitz.

Berufsberatung des Daheim

Was kostet die Berufsausbildung der jungen Mädchen?

Als eine der wenigen Möglichkeiten, eine vollwertige Berufsausbildung durchzumachen, die nicht kostenverursachend ist, die vielmehr bereits von vornherein mit einem bescheidenen wirtschaftlichen Gewinn verbunden ist, kann die Erlernung der Krankenpflege angeführt werden. Die angehende Krankenpflegerin erhält bereits während der zweijährigen Lehrzeit in der Regel freie Station und ein Taschengeld; Kosten werden nur in geringer Höhe durch die Anschaffung der Berufskleidung verursacht. — Der verwandte Beruf der Säuglingspflegerin ist in der Regel ohne einige pekuniäre Opfer nicht zugänglich. Nur vereinzelte Ausbildungsanstalten gewähren von vornherein freie Station; im allgemeinen muß während der beiden ersten Semester für Station und Verpflegung eine Vergütung gezahlt werden, die sich zwischen 50 und 100 Mark monatlich hält. Erst im zweiten der beiden Ausbildungsjahre — manchmal auch schon vom zweiten Semester an — wird außer freier Station eine kleine Vergütung gewährt. — Die Ausbildung als Orthopädin und Heilgymnastin, die die pflegerische gut ergänzt, erfordert weitere ein bis zwei Halbjahre. 200 bis 600 Mark sind, je nach den Ansprüchen der ausbildenden Anstalt, dafür anzulegen.

In der Hauswirtschaft kann heute eine sehr systematische Schulung durchgemacht werden, ohne daß Ausgaben zu entstehen brauchen. Wenn es gelingt, eine gute hauswirtschaftliche Lehre zu finden, so ist freie Verpflegung, meist auch Unterkunft und ein allerdings bescheidenes Entgelt damit verbunden — das nach zwei Jahren abzulegende Examen als geprüfte Hausgehilfin gibt die Bestätigung für die gründliche hauswirtschaftliche Durchbildung. — In Betracht kommt auch der Besuch einer anerkannten Haushaltungsschule; das Schulgeld bewegt sich hier zwischen 20 Mark im Vierteljahr und etwa 35 Mark im Monat. Die anspruchsvollste hauswirtschaftliche Ausbildung, die als Haushaltungspflegerin mit staatlicher Anerkennung, erfordert außer dem einjährigen Besuch einer Haushaltungsschule nach dreijähriger Praktikantentätigkeit (neben freier Station wird hierbei meist ein Taschengeld von 20 bis 30 Mark gewährt) noch einen einjährigen Kursus; das Schulgeld beträgt für diesen Kursus, der in Berlin im Pestalozzi-Fröbel-Haus abgehalten wird, 35 Mark im Monat. Da nur wenige Städte Lehrgänge für Haushaltungspflegerinnen eingerichtet haben, erhöhen sich die Kosten in der Regel noch um den Betrag, der für Wohnung und Pension während des Ausbildungsjahres zu entrichten ist.

Die Schneiderei — der wichtigste Zweig des Handwerks für die Mädchen — läßt sich erlernen, ohne Kosten an Schulgeld zu verursachen. Während der dreijährigen Meisterlehre wird sogar an den Lehrling eine kleine wöchentliche Vergütung gezahlt, die Frage, ob ohne wesentlichen Verdienst drei Ausbildungsjahre durchgehalten werden können, ist hier für viele Eltern schwerwiegend. Soll ein Teil der Meisterlehre durch den Besuch einer Fachschule ersetzt werden, so entstehen Schulgeldkosten, die sich zwischen 20 Mark vierteljährlich (in den städtischen Schulen) und etwa 30 Mark monatlich bewegen. — Eine Ausbildung in kunstgewerblichen Fächern (besonders gern wird von den Mädchen das Mode- oder Musterzeichnen erlernt) macht mehrjährigen Schulbesuch erforderlich. An den städtischen Kunstgewerbeschulen wird ein Schulgeld von 40 Mark, an der höheren Fachschule für die Textil- und Bekleidungsindustrie in Berlin von 80 Mark im Halbjahr verlangt, erheblich höhere Sätze sind an den Privatschulen zu verzeichnen. Teuer stellt sich in der Regel eine Ausbildung in der Photographie. Auch wenn eine Lehre durchgemacht wird, ist ein Lehrgeld — oft in beträchtlicher Höhe — zu zahlen. Wird eine photographische Lehranstalt in Betracht kommt z. B. die photographische Abteilung des Lettehauses — besucht, so entstehen erhebliche Kosten, z. T. verursacht durch den Verbrauch teurer Materialien. Außer dem eigentlichen Schulgeld von 225 Mark wird in dem genannten Institut ein halbjährlich festzusetzendes Laboratoriumsgeld von 15 bis 40 Mark gefordert; ein Materialverbrauch von 15 bis 25 Mark monatlich ist bei sparsamem Arbeiten in Anschlag zu bringen. Mit etwa gleichen Sum-

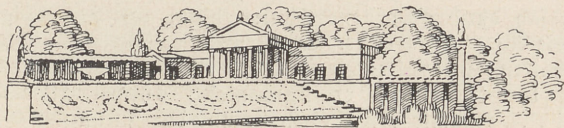
men muß gerechnet werden, wenn eine Ausbildung als technische Assistentin an medizinischen Instituten oder als Metallographin gewählt wird. — Verhältnismäßig leicht ist eine kaufmännische Schulung zu bestreiten. Die Schulgebühren schwanken — je nachdem ob eine zweijährige oder eine höhere Handelschule besucht wird — in den städtischen Schulen zwischen 20 und 40 Mark im Vierteljahr; in privaten Schulen sind die Sätze höher.

Die sehr beliebten sozialpädagogischen Berufe — als Kindergärtnerin und Hortnerin — sind auch nicht ohne Opfer zugänglich. In den Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminaren beträgt das Schulgeld 25 Mark im Monat; für den einjährigen Besuch der Frauenschulklasse, der ein halbes Jahr des Seminarbesuchs ersetzen kann, ist der gleiche Schulgeldsatz, der an den oberen Klassen der höheren Lehranstalten gilt, eingeführt. Ein Materialverbrauch von acht bis zehn Mark monatlich ergibt sich für die Ausbildung im Zeichnen und in Handfertigkeits- und muß den Ausbildungskosten zugerechnet werden. — In ähnlicher Höhe wie für die sozialpädagogischen Lehrgänge hält sich das Schulgeld an den sozialen Frauenschulen, die — allerdings erst nach vorangegangener pflegerischer oder sozialpädagogischer Ausbildung — vor dem Examen als Wohlfahrtspflegerin zu durchlaufen sind. Es beträgt 25 Mark im Monat nebst einigen ziemlich geringen Unkosten für Bücher und Lehrmittel. Der praktische Teil der Ausbildung kann in manchen Fällen in bezahlter Stellung abgeleistet werden — für manche Schülerin der sozialen Frauenschulen, der das Durchhalten der beiden Jahre ohne Verdienst schwer wird, ist dies von Wichtigkeit.

Die Vorbereitung für den Beruf der Volksschullehrerin, der in beschränktem Maße jetzt wieder zugänglich ist, verteuert sich durch die Übersiedlung in den Akademiestadt und die dadurch entstehenden Aufenthaltskosten, die mit mindestens 1000 Mark jährlich — bei Ausnutzung der den Akademiebesuchen zustehenden verbilligenden Einrichtungen — anzusetzen sind. Studiengebühren werden nicht erhoben; vereinzelt sind Stipendien vorgesehen. — Der Beruf der technischen Lehrerin ist zur Zeit in der Umgestaltung begriffen — die dreijährigen Frauenoberschulen, die vielleicht an die Stelle der früheren Seminare treten werden, bis jetzt jedoch nur in einigen Versuchsanstalten existieren, erheben ein Schulgeld von jährlich 200 Mark. Die endgültige Ausgestaltung der Ausbildung ist noch nicht abzulehen. — Übersiehbar ist der lange siebenjährige Weg der Gewerbelehrerin, die die einjährige Frauenschule oder eine Haushaltungsschule durchmacht, dann eine zweijährige höhere Fachschule für Frauenberufe (Schulgeld 40 Mark vierteljährlich — 35 Mark monatlich) durchmacht und schließlich nach zweijährigem hauswirtschaftlichem, sozialem oder gewerblichem Praktikum — ein kleines Entgelt ist hier die Regel — ein viersemestriges Gewerbelehrerinnenseminar besucht. Das Schulgeld für den Besuch des letzteren beträgt im Halbjahr 125 Mark, insbesondere soweit es sich um die Ausbildung als Gewerbelehrerin für Nadelarbeiten handelt, ist mit beträchtlichen Materialunkosten zu rechnen. — Die Lehrerin der ländlichen Haushaltungskunde empfängt ihre Ausbildung auf dem Lande; soweit sie eine wirtschaftliche Frauenschule auf dem Lande und später das zweijährige Seminar für Lehrerinnen der ländlichen Haushaltungskunde besucht, entsteht — abgesehen von dem Schulgeld — eine erhebliche Verteuerung durch die Internatskosten; im ganzen dürfte mit 100 bis 120 Mark im Monat zu rechnen sein. Die gleichfalls in die Ausbildung einbegriffene Lehrzeit auf einem anerkannten Lehrgut kann manchmal bei freier Station und mit Taschengeld durchgemacht werden, allerdings sind Lehrstellen zu so günstigen Bedingungen schwer zu beschaffen. — Erwähnt sei noch der freie Beruf der Gymnastiklehrerin. Zwei Jahre sind der Ausbildung zu widmen. Die Schulen berechnen Gebühren zwischen 50 und 100 Mark monatlich für die Ausbildung.

Es gibt kaum Ausgaben, die, selbst wenn sie im Augenblick als drückend empfunden werden, sollten, sich in der Zukunft mehr bezahlt zu machen pflegen, als die für die gründliche Berufsausbildung angewandten Summen. Dieser Gesichtspunkt sollte bei den Entscheidungen in der Berufswahl niemals außer acht gelassen werden.

Dr. Edith Kurze, früheres Landesberufsamt Berlin.



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

9.

Peter Thümen war nur kurze Zeit in der Siebenhügelstadt geblieben. Die deutsche Künstlerkolonie hatte den unzweifelhaft bedeutend begabten, jungen Günstling des Kronprinzen, dessen Besuch in der ewigen Stadt noch eindrucksvoll in aller Gedächtnis lebte, mit offenen Armen aufgenommen. Sein freundliches, bescheidenes Wesen, seine Kameradschaftlichkeit gewannen ihm die Herzen im Fluge, und seine Skizzen bewirkten, daß kein Geringerer als der Nestor des Kreises, der alte Thorwaldsen, dem Neuling seine Aufmerksamkeit widmete.

Wenn er nur nicht gar so eigenwillig gewesen wäre! Ein hartnäckiger, junger Dickhäuter, der durchaus seine eigenen Wege gehen wollte . . .

In den ständigen Kleinkrieg der Meinungen, der innerhalb der Künstlergemeinde tobte, bald mit mehr, bald mit weniger heftiger Leidenschaftlichkeit geführt, mischte sich Pitt

darüber war er selbst sich klar, als er Rom verließ, nicht zu einer kurzbefristeten Fahrt, deren Ausgangspunkt wie Mittelpunkt und Ziel immer wieder der Tiber wäre, sondern für diese Studienreise und die Dauer seines Stipendiums endgültig!

Er fühlte, er müsse im Ringen um Gestalt all dessen, was in ihm an künstlerischen Überzeugungen und Erkenntnissen lebte, allein und unbeeinflusst von irgendwelcher Schulung sein; wenigstens vorläufig. Denn, wenn er sich auch intuitiv seines Weges und schließlich des Ziels seines Wollens bewußt war, so spürte er doch die hartkantigen Brocken, mit denen die Einsicht vorläufiger Unzulänglichkeit seines Könnens diesen Pfad bestreute, recht schmerzhaft. So schmerzhaft, daß den jungen Bergsteiger oft genug das böse Schwindelgefühl der Verzweiflung an sich selbst überfallen wollte.

In dieser Verfassung diente Rat und Kritik der ein wenig in Schlagwortkampf verponnenen Künstlergilde



Bildnis. Gemälde von Eugen Spiro.

freilich so gut wie gar nicht ein. All diesen theoretischen und anderen Streitigkeiten der verschiedenen Richtungen und Lager stand er aus dem einfachen Grunde vollkommen fern und unbeteiligt gegenüber, weil er überhaupt nicht „Partei“, sondern trotz seiner großen Jugend künstlerisch unabhängig, ganz „für sich“ war.

Diese „Eigenbrötlerei“ war es denn auch gewesen, die ihn aus dem Freundeskreise vertrieben hatte. Und zwar,

Roms, — auch ihrer Meister, — ihm statt zu Klärung und Reife, nur zur Verwirrung. Und im gesunden Gefühl einer Bedrohung seines Eigensten und Besten riß er sich rechtzeitig los. Gen Süden . . . immer weiter und herzhafter der Sonne zu trieb es ihn. Ihm war, die Sonne könne ihn reifen, wie sie die Trauben dieses gesegneten Landes reift. Und er wollte sich ihrer Strahlenhand ganz und gar hingeben, wollte Leib und Seele von ihrer Kraft durchdringen lassen.

Goethe hat gesagt, wer Sizilien nicht sah, habe Italien nie gesehen.

Wie in Beherzigung dieses Wortes war Pitt auf seiner Italienfahrt wenige Wochen nach dem Ausbruch aus Rom in Sizilien, dem Sehnsuchtslande der letzten Staufer, angelangt.

Tief ergriffen, erschütterter in innerster Seele als er es je in Rom gewesen, hatte er im Dom von Palermo vor den Gräbern Heinrichs VI. und Friedrichs II. gestanden, war durch die Kirchenschiffe von San Giovanni degli Eremiti, San Salvatore, San Giuseppe gepilgert und hatte den byzantinischen Quadratbau von La Martorana in den fast schon afrikanisch blauen Himmel ragen sehen. Immer wieder hatte die Erinnerung daran seine junge Seele durchbraut und bis in ihre Tiefen aufgerührt, daß in die Wundersymphonie dieser Stätten sich der Nachhall deutscher Töne wob . . .

Palermo, das Panormus der Alten, von den Phöniziern gegründet, von Griechen und Karthagern kolonisiert, jahrhundertlang römisch, ebenso lang byzantinisch, dann arabisch, den Sarazenen von der trohigen Erobererfaust der Normannen entrissen, war ja vor allem einst die blühende Residenz des genialsten aller Staufer gewesen, eben jenes Friedrich, der im Dom beigesetzt ist.

Peter hatte sich eigentlich nur kurze Zeit aufhalten wollen, aber es war, als ließe ihn diese Stadt nicht wieder los. Wie betörender Sirenenfang schien das Lied des blauen Mittelmeers, dessen murmelnde Wellen sich sanft am flachen Strande verließen, für die hieselige Küste, die fast durchweg steilfelig ist und daher eine großartige Brandung aufweist, eine Seltenheit.

Erzählen die Wasser dem Monte Pelegrino, dessen gewaltiger Regal auf die Fischerbarken in der Hafenbucht von La Cala herabblitzt, von einem anderen Berge an italienischer Küste, dem Vesuv, der das Blut des letzten Staufers in die heiß umstrittene, verlorene Erde fließen sah? Oder mahnt das Rauschen des ergreifendsten, irdischen Sinnbildes des „Panta rhei“ ihren alten Freund vielmehr an jene Vesperstunde, in der die blutigen Wogen des Volksaufstands den verhassten Injou aus dem Lande legten?

„Panta rhei“: — alles fließt! Letzte, tiefste Weisheit!

Die Skulpturen von Selinus und die wundersam schönen antiken Mosaiken, die im Nationalmuseum aufbewahrt werden und zu denen es Pitt wieder und wieder trieb, gleich als könne er sich niemals satt an ihnen schauen, die wuchtigen Normannenbauten der Palazzi Zisa, Sclafani und Reale, mit den an die Sarazenenzeit gemahnenden Sternwarten, alles, alles schien eine stumme Predigt über diesen Text. Alles fließt, alles ist ewigem Wechsel unterworfen . . .

Nur die Natur selbst scheint ewig die gleiche, wenn auch gerade in diesem Lande der Vulkane und Erdbeben das ungebärdige, unaufhörlich auf Umgestaltung bedachte Leben in ihrem Schoße immer unheimlich spürbar bleibt.

Aber die Sonne ist noch ebenso heiß wie vor Jahrtausenden, — der Himmel ebenso unwahrscheinlich blau. Heißere Sonne, blauerer Himmel als im übrigen Italien, — so erkannte und fühlte der junge Nordländer mit jedem Tage, den er länger weilte, deutlicher, und es drängte ihn, auch zu empfinden, wie der Wein hier feuriger wächst und das Blut schneller siedet . . . Von der steinernen Vergangenheit der Wunderinsel fort trieb es ihn zu ihrer lebendigen Gegenwart, — zu dem Volksleben der Felsenester und Fischerdörfer.

Er verließ Palermo und wanderte, ohne ein bestimmtes Ziel ins Auge fassen, landein.

Sein Skizzenbuch schwoll. Weinhänge und wogende Weizenfelder, Olivenhaine und Orangen- und Zitronenwälder, die trostlose, vegetationslose Umgebung der Schwefelbergwerke, die Arbeiterinnen in den langgestreckten Sälen der Seidenspinnereien und in den Maulbeerbaumpflanzungen, zum Thunfisch- und Sardinenfang hinausziehende oder heimkehrende Fischerbarken, behende Eidechsen am grauen Lavagestein, blauatmendes Meer der Mittagsstunden, silberne Mondsbahn auf der nächtlichen, unendlichen Fläche, Maultiere auf schmalem Felsenpfad und Feuerschein des Ätna, alles, was die trunkenen Augen schauten, die Seele empfinden durfte, versuchte die Malerhand flüchtig festzuhalten.

So war er bis nach Girgenti gekommen.

Und hier schien es ihm ähnlich ergehen zu sollen, wie vor kurzem in Palermo: er konnte sich fürerst nicht wieder losreißen, um weiterzuwandern.

Stunden und ganze Tage lang weilte er in den Tempel-

ruinen, sah durch geborstene Säulen hinab auf das ewige Meer, die Wiege der Völker. Er zeichnete, er skizzierte nichts. Im Schatten einer alten, weitausladenden Pinie hart am Tempel der Juno lag er stundenlang ausgestreckt und träumte . . . träumte von Anemone und der Zukunft.

Tage gingen so hin . . .

Dann nahm er eines Morgens seine Streifereien wieder auf, — doch blieb er vorläufig immer noch in unmittelbarer Nähe von Girgenti.

So gelangte er nach dem Fischerdörfchen Modello, einem weltverlorenen Winkel, dem seine Lage dennoch einen ganz besonderen Reiz verleiht: Dunkle Palmen stehen dort am tiefblauen Meer. Und auch hier umsäumt ein blendend weißer Gürtel weichen Sandes statt trozig in die Brandung hinausgeredter Felsenmassen das Gestade.

Pitt übernachtete in dem Dörfchen, dessen niedrige Hütten sich auf einer schmalen, weit ins Meer hinausgeschobenen Landzunge unter den Turm eines alten Normannenturms ducken. Er hatte sich vorgenommen, am Morgen weiterzuwandern, änderte seine Pläne aber, als er von dem Herbergsvater erfuhr, daß man in der kommenden Woche Kirchweih feiere.

Kirchweih in einem sizilianischen Fischerdorf, das versprach ein an Anregungen reiches Erlebnis zu werden. —

Schon Tage vorher herrschte fieberhafte Tätigkeit. Buden wurden aufgeschlagen, und überall flatterten frischgewaschene Frauen- und Mädchenkleider auf langgezogenen Leinen im Winde. Das abendliche Schwirren der Mandolinen verstärkte sich, wahrscheinlich wurde die Bildung einer „Konzertkapelle“ erstrebt. Sogar der Wagen eines Menageriebesizers stellte sich am Vorabend des großen Tages auf dem dörflichen Kirchanger ein.

Irgendwie war Peter im stillen ein bißchen enttäuscht. Im großen und ganzen schienen sich Volksfeste überall zu gleichen! Freilich blieben Farben, Trachten, südländisch lebhafteste Geste und die Musik der fremden Sprache, um ein leidenschaftlich buntes Ganzes auch zu diesem Anlaß zu bilden, Ursache genug, eines Malers und Fremdlings Sinne zu entzünden.

Der Festtag brach an.

Nach der kirchlichen Feier zog alt und jung hinaus zur Budenstadt. Die wies alle nur erdenklichen, zu einer Kirchweih gehörigen Attraktionen auf. Wachsfigurenkabinett, Abnormitätenzelt, dessen Insassen, das schrecklich anzusehende Löwenweib und ein fünffüßiges Kalb, sich einträchtig in das Staunen und die Bewunderung der Besucher teilten, Messerschneider, Feuerfresser, Seiltänzer und eine Glücksbude, in der man sich Schlipsnadeln und Spitzentüchlein, Verloques und Crayons, Dosen und Gipsfigürchen, ja, sogar ganz leidliche Lithographien erwürfeln konnte.

Gleich neben der Menagerie drehte sich ein Karussell. Unaufhörlich kreiste die von einem Zeltleinwanddach überspannte Drehscheibe zum grellen Gedudel des unsichtbaren Leierkastens, und jubelnde Dorfkinde ritten auf den hölzernen Pferdchen in der Runde, ohne einen Gedanken an die arme, abgetriebene Mähre zu verschwenden, deren stumpfsinniger fürchterlicher Trott diesen ganzen Zauber in ständiger Bewegung erhielt.

Der dicke Mann, der auf der anderen Seite seine Bude aufgeschlagen hatte und in ihr allerhand Lederbissen feilhielt, dachte gleichfalls nicht an die armselige Kreatur, die seinem Nachbarn so nette Einnahmen verschaffte und mit ihrem fleißigen Drehen des Karussells den herumgewirbelten Fahrern Hunger und Durst und somit Appetit auf seine guten Sachen verschaffte. Er selbst tat herzlich wenig. Er stand fett und freundlich vor seinem „Büfett“, das war im eigentlichen alles; freilich sprachen die aufgetischten Dinge kraft ihrer verführerischen Anordnung und des nase- und gaumentigelnden Duftes, der ihnen entströmte, gewissermaßen für sich! Gleichzeitig zeigten sich hier vielleicht am deutlichsten die Unterschiede zwischen einer bayerischen und einer sizilianischen Kirchweih. Grüne Oliven, Tintenfisch- und Thunfischseken in Öl waren die hauptsächlichsten Lederbissen. Außerdem schenkte der fliegende Händler einen billigen, herb-kräftigen Chianti aus, dem tapfer zugesprochen wurde.

Peter fand denn auch, in müßig-neugierigem Schlendern bis hierher gekommen, die vor der Bude stehenden Holztische alle bis auf den letzten Platz besetzt. Nur an einem derselben war noch ein Schemel frei. Die drei andern hatte eine Dame mit ihren beiden Kindern inne, einem vielleicht vierzehnjährigen Jungen und seinem reizenden, zierlichen, um etwa drei Jahre jüngeren Schwesterchen.

Peter wußte, wer die Herrschaften waren, die er in den letzten Tagen des öfteren auf Spaziergängen zu Gesicht bekommen hatte und über deren Namen und Aufenthaltsgrund ihn der geschwätige Wirt des Albergo aufgeklärt hatte. Obwohl die Mutter nur ein allerdings sehr schön gemustertes Umschlagetuch und das vor dem mörderischen Sonnenlicht schützende Kopftuch der Dörflerinnen dieser Gegend trug, und obwohl auch die beiden Kinder in der hier üblichen, ländlichen Tracht steckten, hätte Pitt auch ohne ihren Namen als den einer verwitweten Gräfin Lucchesini, die seit Jahren allsommerlich eine Kur in den nahen Schwefelthermen gebraucht, zu kennen, leicht erraten, daß er eine vornehme und elegante Dame der großen Welt vor sich habe . . .

feinsinnige Verehrerin der schönen Künste, deren eigenes, über das Durchschnittsmaß einer Dilettantin hinausreichendes Talent sich übrigens auch auf ihr Töchterchen vererbt hatte.

Schließlich machte sie dem jungen Deutschen den Vorschlag, für die restliche Dauer ihres hiesigen Kuraufenthalts ins „Badehaus“, zu dem ein Teil des alten Kastells hergerichtet worden war, überzusiedeln und dort der Gast der gräflichen Familie zu sein, die dafür die gute Gelegenheit, die deutsche Sprache zu erlernen, ergreifen und ihre Malkenntnisse ein wenig auffrischen wollte, — vor allem aber der bösen Langeweile, die wenigstens die Gräfin selbst herzlich plagte, entgangen sein würde.



Familienbild. Gemälde von Alfred Partikel.

Sie hatte, die Kinder unmerklich zu derselben kleinen Höflichkeitserweisung anhaltend, mit einem leichten Kopfnicken Peters ehrerbietigen Gruß erwidert, dann aber des weiteren keinerlei Notiz mehr von ihm genommen. Schon wollte Peter, der sein Glas Chianti geleert und die Zechen bereits beglichen hatte, aufstehen und davongehen, als aus dem Getuschel der beiden Geschwister, die die schwarzhaarigen Votantenköpfe über ein Streiflein Papier zusammengesteckt hatten, ein deutsches Wort, freilich in arg verstümmelter Aussprache, sein Ohr traf. Unwillkürlich merkte er auf.

Es stellte sich bald heraus, daß er sich nicht geirrt hatte. Die Kinder hatten sich von einer „Drakelpuppe“ ein weis-sagendes Sprüchlein „ziehen“ dürfen. Gott weiß, wie dieses zu seinem deutschen Text gekommen war, — genug, es war so. Und weder Gräfin Giulia noch Ettore oder die kleine Silvia waren der deutschen Sprache mächtig. Sie hatten daran herumklopfend, ohne den Sinn zu erraten. Gern nahmen sie, nachdem man einmal ins Gespräch gekommen war, Pitts Anerbieten an, den Dolmetsch zu machen. Er selber mußte herzlich lachen, wie er den Aufhorchenden den schelmischen Text übersetzte:

„Du magst lachen oder brummen,
Kinder wirst in Menge bekommen!“ . . .

Silvia und Ettore klatschten fröhlich lachend in die Hände und auch die noch junge Gräfin konnte, obwohl eine leichte Röte ihr Gesicht überflog, nicht umhin, zu lächeln.

Ein Wort gab das andere. Lucchesinis erfuhren Peters Nam' und Art, — Gräfin Giulia nahm Einsicht in das ihr bereitwillig gebotene Skizzenbuch und entpuppte sich als eine

Das Anerbieten wurde so taktvoll und liebenswürdig vorgebracht, daß Peter nach einem kurzen Zögern zusagte.

Noch am selben Abend wechselte er sein Quartier und trat „seinen Dienst“, wie er scherzhaft zu sich selbst sagte, an.

„Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns ein Jugendtraum beschert . . .!“

„Junge, Peter, Pitt, — hüft du dat oder hüft du't nich?! Wenn du's bist, dann komm' an deines alten Lehrers Busen, und wenn du's nicht bist, sondern vielleicht nur dein Geist, dann . . . na, dann stürze dich in drei Teibels Namen getrost an dieselbe Stätte!“

Ja, — das war der alte Genelli noch, wie er lebte und lebte, mit buschigem Weißbart und blauohenden Germanen-
augen. Auch das geschweifte, roßhaargestopfte Kanapee hinter dem runden Tisch war noch dasselbe, auf dessen mit kornblumenblauem Rips überzogener Sitzfläche, — durch langjährigen Gebrauch hübsch in eine wellige, Hügel und Täler aufweisende Landschaft gewandelt, — Pitt so manche Stunde verbracht hatte. Die vielen Silhouetten an der Wand in ihren schmalen, ovalen Rähmchen, die geliebte, lange Pfeife, die der alte Meister zur Begrüßung des unerwartet Heimgekehrten behutsam aus dem Munde genommen und, ohne zunächst noch sein „Tal“ zu verlassen, an ihrem gewöhnlichen Platz neben dem Kanapee verwahrt hatte, — alles, alles hatte sein alt-vertrautes, liebes Gesicht unverändert behalten. Nur die Farbe der gleichfalls der-
einst leuchtend kornblumenblau grundierten und mit silber-

grauen Ornamenten verzierten Wandbemalung, — Tapeten konnten sich nur ganz reiche Leute leisten! — schien etwas verblichen gegen früher, und die Hände, die Genelli dem aus Italien rückgekehrten Schüler beide über den Tisch hinweg entgegenstreckte, zitterten leicht . . .

Auch der mageren Haushälterin Sparsamkeit hatte augenscheinlich, wie Pitt gleich darauf, als der Kaffee kam, feststellen konnte, eine nicht unerhebliche Wandlung zum Erfreulichen durchgemacht.

Bei der zweiten Tasse kam die Frage, die er im stillen von Anfang an gefürchtet hatte, die nach den Ergebnissen seiner Reise. Er war auf sie vorbereitet gewesen und gab ohne viel Herumredens kurzen, klaren Bescheid.

Der Alte wollte seinen Ohren nicht trauen. „Und dat is din Ernst? Oder willst du Kief-in-die-Welt deinen ollen Lehrer foppen?“ Die buschigen Augen zuckten bedrohlich.

Pitt rührte in seiner leeren Tasse. Sein Gesicht war blutrot geworden wie das eines gescholtenen Kindes. „Ich konnte nicht anders!“ murmelte er trotzig-verzweifelt. „Ich war materiell durch die genossene Gastfreundschaft in die Schuld der Gräfin geraten — und sah keinen anderen Weg, um wenigstens versuchsweise dieser Verpflichtung nachzukommen.“

„Als ihr deine Skizzen und Bilder dazulassen! . . .“ Genelli fuhr sich durch die Haare. „Stolz lieb' ich den Spanier! Um da unten ja einen noblen Abgang zu haben, tritt der Junge hier mit leeren Händen an! — Das muß ja übrigens eine merkwürdige Dame sein, die sich auf diese Art und Weise bezahlt macht!“

Die Röte auf Peter Thümens Gesicht vertiefte sich noch. „Um Gottes willen!“ fuhr er dem alten Polterer in die Rede. „Sie hat doch nicht gewußt, daß ich die Bilder . . . Ich bin doch ohne Abschied . . .“

Genelli war so verblüfft, daß er zunächst sprachlos war. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich soweit erholt hatte, um auf diese letzte Eröffnung einzugehen. „So, so . . .! — Ohne Abschied. — Sage mal, jetzt interessiert mich am meisten das: glaubst du denn im Ernst, diese zurückgelassenen Studien, Entwürfe und Skizzen von Peter Thümen seien soviel wert, um ein der erwiehlene Gastfreundschaft einigermaßen äquivalentes Präsent zu repräsentieren?“

Der junge Maler hob den Blick. „Gewiß,“ sagte er ruhig.

Genelli war aufgestanden und wanderte im fliegenden Schlafrock mit auf den Rücken gelegten Händen von einer Stubenecke in die andere. „Dann ist's ja gut!“ knurrte er ingrimmig. „Das Zutrauen zu dem höchsteigenen Genie scheint dir auf klassischem Boden nicht gerade abhanden gekommen zu sein!“

Er hielt in seiner Wanderung inne und blieb hart vor Pitt stehen. „Und was, meinst du, wird Seine Königliche Hoheit sagen, dem du das Stipendium verdankst und jetzt mit leeren Händen gegenüberreten willst?“

Die Augen des jungen Italiensfahrers leuchteten. „Mit leeren Händen, Papa Genelli, — aber mit voller Seele, vollem Kopf!“

„Hm, hm.“

Der Meister strich sich den schönen, weißen Bart. Es war schwer, diesen leuchtenden Augen zum Trotz Zweifel zu äußern.

Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. „Auf welcher Route bist du zurückgekommen?“

„Assisi, Perugia, Florenz, Pisa . . . das ist mir im Gedächtnis geblieben.“

„Und von allen diesen Stätten hast du keine anderen Andenken als den Klang ihrer Namen im Gedächtnis? Assisi! Perugia! Florenz! Pisa!“

Peter senkte den Kopf. „Nein!“ antwortete er gequält. Hm —. Es war nur zu natürlich, daß Genelli sich sein Teil über diese romantische Geschichte dachte. Aber im übrigen war er nicht der Mann, irgendwelche Fragen über die Gründe des überstürzten, abschiedslosen Aufbruchs zu stellen. Der Junge würde nach verschiedenen Richtungen sowieso keinen ganz leichten Stand haben. Aus Rom war so mancherlei hindurchgesiebert von des jungen Heißsporns Absonderung, von seiner Unwilligkeit, gute Lehren anzunehmen und was der freundliche Klatzch sonst noch zu berichten gehabt.

Auch er selbst hatte sich mit diesen Gerüchten auseinanderzusetzen gehabt. Er hatte es stets im Vertrauen auf die Ergebnisse der Studienfahrt getan. Wartet nur, wenn Peter erst wieder hier ist! Seht, was er heimbringt! Auf welchem Wege er es sich errungen hat, ist doch ganz gleichgültig!

Und nun kam er mit leeren Händen! — — —

Noch lange, nachdem Pitt die kleine Wohnung am Jägertor wieder verlassen hatte, sann der alte Meister vor sich hin. Gräfin Giulia Lucchesini . . . wo in aller Welt war er in letzter Zeit diesem Namen doch begegnet?

Plötzlich fiel es ihm ein.

Das war ja die Verwandte der verwitweten Oberstallmeisterin, die die Ärzte seit Jahr und Tag schon aufgegeben hatten, und die verwunderlicherweise noch immer lebte. Ihr bedeutendes Vermögen und ihre großen Liegenschaften in der Mark würden an die italienische Gräfin fallen, da keine anderen Erben da waren.

Der alte Weißbart pfiß durch die Zähne. Armer Pitt! Unter Umständen wirst du also wohl noch einmal „flie-

hen“ müssen, wenn die Zusammenhänge so, wie ich sie mir zusammenreime, einigermaßen den Tatsachen entsprechen! —

Im pflegeelsterlichen Hause war man über Pitts Heimkehr weniger überrascht, als es der alte Meister wenige Stunden zuvor gewesen.

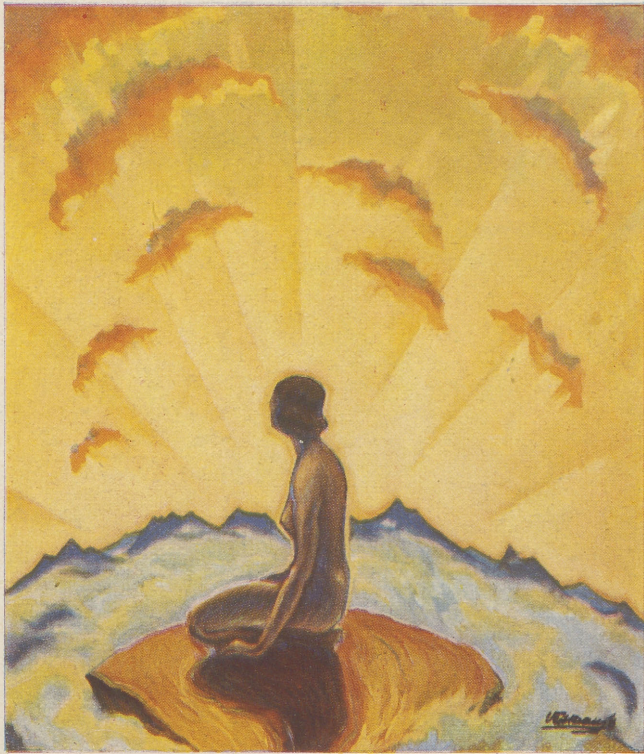
Ein gleichfalls auf der Rückreise begriffener Italiensfahrer aus der Prihowschen Wettertschaft, der den jungen Maler von Uhlenfelde her kannte, war ihm unterwegs begegnet. Er hatte nicht mit ihm sprechen können, da seine zur Abfahrt bereite Postkaise eben anzog, wie Pitt auf der letzten Vorspannstation vor Berlin aus der seinen kletterte; aber er hatte ihn für gewiß erkannt und schon am gestrigen Abend die Kunde seiner bevorstehenden Ankunft mitgebracht. — Ein bloßer Zufall hatte Genelli in Unwissenheit hierüber gelassen.

Über der Tür des „Kavalierhauses“ prangte eine dicke Girlande aus Tannenzweigen. Rätchen hatte sie gewunden und sich sogar das Aufstecken nicht nehmen lassen. Sie war jetzt elf Jahre alt und in der Zeit, die ihr Pflegebruder fern gewesen, ein tüchtiges Stück gewachsen. Trotzdem hatte sie einen Schemel zu Hilfe nehmen müssen, denn der Türbogen war hoch. Eben hatte sie ihn ins Haus zurückgetragen und war noch einmal herausgekommen, um ihr Werk so recht nach Herzenslust zu begutachten. Da klangen Schritte auf dem Kies, und noch ehe sie sich umwenden konnte, hatten sich zwei Hände von hinten her ihr über die Augen gelegt.

„Pitt!“

Der junge Mann gab sie frei und trat erstaunt einen Schritt zurück. „Nanu, Rätchen! Woher hast du denn das so schnell erraten?“

Das Mädchen lachte über das ganze runde, frische Gesicht. „Das hat mir mein kleiner Finger gesagt!“ ant-



Junges Tag. Gemälde von Veit Krauß.



Lühower. Gemälde von Karl Spitzweg
Aus der Frühjahrsausstellung im Künstlerhaus zu Wien

wortete sie fröhlich und guckte ihn mit ihren schwarzen Schelmenaugen übergücklich an. „Den habe ich alle Morgen und Abende befragt, und er hat mir erzählen müssen, was mein großer Bruder treibe.“ Sie wies in verschämtem Stolz auf die Girlande. „Ich hab' schon heut morgen gewußt, daß du kommen würdest. Da hab' ich schleunigst Tannenreißer gebrochen, — es muß doch festlich aussehen, wenn du wieder da bist! Mutter hat mir auch versprochen, Kartoffelpuffer zu machen. Die ißt du doch so gern und wer weiß, ob sie die in Italien zu machen verstehen. Und dann mußt du dir die „Römischen Bäder“ ansehen! Sie sind gleich hinter unserem Hause und jetzt schon ein Jahr lang fertig. Annemone Pritzow könnte dir das alles noch besser erklären, die weiß wirklich fein Bescheid! Aber sie ist heute morgen fortgefahren, nach Danzig. Da haben Pritzows neue Verwandte, von Fräulein Annemarie her. Weißt du das eigentlich schon?“

Gleich darauf sah sie erschrocken zu dem Bruder auf. Was machte er doch auf einmal für ein betrübt Gesicht? War ihre Girlande doch nicht schön geraten? Sie hatte sich so arge Mühe gegeben und tapfer zugegriffen, obgleich die Nadeln eklig gestochen hatten. Aber für „ihren“ Pitt hätte sie noch ganz andere Schmerzen gern ertragen! Sie hatte ihn immer lieb gehabt, — aber seit Rumpel sie damals bei der Schwanenfütterung aus dem Wasser geholt und Pitt so besorgt um sie gewesen, war er ihr heimlicher „Schwarm“. Alle ihre Schulfreundinnen beneideten sie um den brüderlichen Italiensfahrer . . . und nun war er wieder da, und hatte sie zuerst von allen getroffen und sie war so glücklich gewesen! . . . Aber nun sah er ihre Girlande auf einmal gar nicht an und antwortete nicht. —

Später half sie ihm dann beim Auspacken. Und obwohl sie sich, — schon im Hinblick auf die Freundinnen! — furchtbar auf die Skizzen von Mauleseln und Pinien, und auf „Scherben“ von Ausgrabungen und, vielleicht, auf ein besonderes, für sie selbst bestimmtes Mitbringsel gestreut hatte,

schloß sie ihre Enttäuschung über das Scheitern aller dieser Hoffnungen doch tapfer herunter. Sie war schon froh darüber, wie das Stammbuch, in das sie ihm bei der Abreise eingeschrieben, zum Vorschein kam. Er hatte es also noch!

Verstohlen guckte sie hinein. Neue Eintragungen waren nicht hinzugekommen.

Kritisch betrachtete sie die von ihrer Hand herrührenden Zeilen. hm, — die Schrift hatte sich inzwischen entschieden verbessert! Wie ungelent sie doch damals noch geschrieben hatte, — und richtig war noch immer ein Schatten von dem dicken Klebs zu sehen, den Annemone ihr ausradiert hatte. Sie selbst hatte die Seite eigentlich 'rausreißen wollen und neu anfangen, aber Mutter hatte es nicht erlaubt. Bekümmert strich sie mit dem Nagel des kleinen Fingers über die verräterische Stelle hin. Dabei war der Spruch doch so schön! Das fand sie auch heute noch!

„Stets soll dich das Glück umfassen,
Daß dir nichts gebricht.

Wandle, wo du bist, auf Rosen, —
Und ‚Vergißmeinnicht!‘“

Dagegen kam Annemones Eintragung, gleich auf der nächsten Seite, doch nicht an! Wenn auch natürlich sehr hübsch war, was sie geschrieben hatte: so fein wie „ihres“ war es eben nicht:

„Des Morgens denk' an deinen Gott,
Des Mittags iß vergnügt dein Brot;
Des Abends denk' an deinen Tod,
Des Nachts verschlafe deine Not!“ —

Kopfschüttelnd schloß sie das Buch. Wie ernst das klang! Nein, ihr Geschmaç war Frohsinn und Zärtlichkeit!

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Das abessinische Neujahr. Von M. Weiß.

Auf den 11. September, vierzehn Tage vor Ende der Regenzeit, fällt das abessinische Neujahr. Die abessinische Zeitrechnung ist um sieben Jahre hinter der unsrigen zurück.

Es ist das Fest der Freude, der Feuertänze und der neuen Kleider. Ganz ähnlich wie beim chinesischen Volk liegt einem jeden daran, an diesem Tage sauber und neu gekleidet einherzuwandeln, und wenn das Kleid auch nur für einen Tag geborgt sein sollte. Es ist auch der Tag der Festessen, und jeder gute Christ, der es irgendwie erschwingen kann, kauft sich zu diesem Tage einen mehr oder weniger fetten Hammel. Am Neujahrstage scheint dem Hammel vor dem Rind der Vorzug gegeben zu werden.

Schon tagelang vorher werden Hammelherden ohne Ende von den Bergen in die Stadt herabgetrieben, schmutzbespritzt von der langen Wanderung, denn es ist noch Regenzeit. Mit kundigem Griff greift der Käufer in die Nierengegend seines Opfers, um zu fühlen, ob das Tier auch in gutem Futterzustande ist. Dann nennt er den Preis, den er zu zahlen gewillt ist. Der weitergehende Treiber hält es fürs erste nicht einmal der Mühe für wert zu antworten; der Käufer legt schnell einen halben Taler zu, der andere ruft den Preis weiterschreitend zurück. Wird nun der Handel abgeschlossen, schleppt der Käufer das Tier heim, andernfalls läßt er es fluchend zu seiner Herde zurückspringen.

Unsere Ästas sind heute, den Tag vor Neujahr, gar nicht recht zu gebrauchen. Einige sind den ganzen Tag über unauffindbar, bis man ihnen dann zufällig begegnet, den blökenden Hammel quer über die Schultern gelegt, wie sie ihrem Tokul zustreben. Die Nacht über wird das Schaf am Hause festgebunden und von allen Freunden angesehen und kritisiert werden, morgen wird es dann geschlachtet und auch gleich, womöglich noch warm, verpeist.

Heute abend findet aber der große Feuertanz statt, der doch lebhaft an unsere heidnischen Sonnenwendfeuer und das Durchs-Feuer-Springen der Burschen und Mädchen erinnert. Die Kinder sind schon während des Abendessens in großer Unruhe, sie lieben diese nächtliche Vorführung ganz besonders. Das Grauen, das sie das erstemal wohl leise dabei empfanden, haben sie schon längst überwunden. Der Kleine, der es heute zum erstenmal sehen soll, wird sich, trotzdem ihm alle abessinischen Gefänge und Tänze schon vertraut sind, aber doch etwas fürchten. Und es hat auch etwas Unheimliches,

wie nun vom Stall her im Dunkeln der wilde, langgezogene Gesang ertönt und die Tänzer mit brennenden Fackeln in der Hand sich springend zusammen dem Hause nähern. Rot leuchtet der Schein, grotesk erscheinen in seinem unsteten Flackern die weißen Gestalten, wogegen sich die dunklen Köpfe fast gar nicht von der umgebenden Nacht abheben, die Tänzer von weitem also beinahe kopflos erscheinen. Vor der Veranda des Hauses angelangt, werfen sie alle ihre brennenden Fackeln auf einen Haufen zusammen und springen händeklatschend um das lodernde Feuer herum. Jetzt sieht man in seinem hellen Glanz die weißen Zähne und die Augen der Tanzenden blitzen. Der Vorsänger erzählt in lautem Singsang Loblieder auf die Herrschaft, die Hammel und das Ende der Regenzeit. Er ist der kühnsten Springer einer, er dreht und wendet sich vor seinen Kameraden hin und her wie ein tanzender Birkhahn, und sie brüllen den Refrain mit und springen hinter ihm drein. Je vergnügter sie aufgelegt sind, und das hängt von dem versprochenen Neujahrsbäckschisch ab, desto wilder und lebhafter wird der Tanz. Zum Schluß springt alles durch das Feuer, und man kann nur die wunderbare Unempfindlichkeit ihrer nackten Fußsohlen bewundern. Das Feuer wird kleiner und kleiner, und all die nackten Füße zucken jetzt mitten darin im Tanzschritt, um es ganz auszutanzten. Dann zieht die wilde Horde schreiend, aber niemals aus dem Rhythmus fallend und sehr vergnügt und befriedigt wieder zum Stall zurück.

Der Neujahrmorgen ist der Tag der Blumen. Die Abessinier winden Sträuße, ein paar dicht zusammengebundene Blumen und lange, bis auf die Erde reichende Binsenstengel daran. Kleine Mädchen kommen angetanzt und übergeben die Blumen. Der Kuhhirt hat aus Wiesenblumen eine ganze Reihe solcher Kunstwerke geflochten und übergibt umständlich und feierlich jedem von uns eines.

Neujahr und Ostern sind die berühmten Priestertänze im Gibbi der Kaiserin. Sieht man diese Tänze zum erstenmal, und stets werden die fremden Gesandtschaften dazu eingeladen, so ist man erstaunt über all die dabei verwendete Pracht, ebenso wie über dieses Singen, Pauken der Heiligen der Kirchen. Sieht man sie das zweitemal, so ist man vielleicht durch die lange Dauer dieses Zeremoniells ermüdet und sehnt das Ende herbei. Ist man aber ein Alteingesehener Abessiniers geworden, wie wir es waren, so beginnt man den

Reiz dieser religiösen Vorführungen wie ein Eingeborner zu empfinden; gibt sich ganz dem Zauber dieses uralten weichen Rhythmus hin, der begleitet vom Dröhnen der langen Priestertrommeln und dem feinen Klirren der silbernen Sistrren eine anspruchslose, dem Ohr wohlthuende Weise ist.

Auf einer teppichbelegten Estrade sitzt, nein thront die Kaiserin, umgeben von dem ganzen üblichen Hofstaat. Eine steile, ebenfalls mit bunten Seidenteppichen belegte Treppe führt hinan, auf der die Gefandten und ihr Stab hinaufklettern müssen, um der Herrscherin die Hand zu drücken oder gar zu küssen. Die kleine rundliche Hand, die immer nur durch das feine Gewebe der Chama sich den Händen der Ferengis überläßt. Die Kaiserin versteht es überhaupt, ihre kleine, runde, gewichtige Person so gut wie ganz vor den Blicken der Anwesenden zu verhüllen. Den Körper mit den untergeschlagenen Beinen bedeckt der schwarzseidene goldbestickte Hofmantel. Das Haupt ist stets umhüllt und nur die dunklen Augen sind sichtbar. Eine kleine feine Stimme dringt aus Tüchern und Hüllen heraus, nur eben für den ehrfürchtig lauschenden Dolmetscher verständlich. Auf einer tieferen Estrade sind die Plätze für die Gäste, der Thronessel des Kronprinzen aufgestellt; hier steht auch der Etchége, Oberpriester und Vertrauter der Kaiserin, der die Festrede am Schluß des Tanzes hält. Auf den Stufen zu Füßen der Kaiserin hocken in ihre schwarzen Burnusse gehüllt die charaktervollen Gestalten der Großen des Reiches. Noch tiefer stehen in dichten Gruppen die anderen Oberpriester, die wie aus dunklem Holz geschnitzten Köpfe von schneeweißen oder schwarzen Bärten umrahmt, unterm hohen Priesterturban. Knaben halten grellbunte Seidenschirme über sie. Im Hofe sind bunte Zeltdächer gespannt; hier geht der religiöse Tanz vor sich. Dicht ist der Platz umringt von Priestern aller Kirchen, Laienpriestern, Soldaten, und das müßige Volk des Palastes ergänzt den Zuschauerring.

Und hinter all diesem als würdiger Hintergrund die grünen Hänge der fernen Berge, durchwoben mit dem gelben Schmuck der gerade erblühten Maskalblumen, und darüber im

Morgendunst die reine schlichte Form der Sugulla, Abessinians heiligstem Berg.

Tief unten nun beginnen die versammelten Priester zu singen, erst in ruhigem Vortrag, sei es eine Litanei, etwas selbst Erdachtes oder — und das ist wohl das häufigste — Davids Psalmen, so wie er sie einst König Saul vorsang.

Nun heben sie langsam die Priesterstäbe mit den silbernen oder vergoldeten Krücken und senken sie wieder im Takte. Die Priester mit den großen Pauken treten an und begleiten den Gesang, indem sie mit der flachen Hand abwechselnd die breite und kleine Rundung der Pauke schlagen. Die Priesterpauken der großen Kirchen sind aus vergoldetem Metall und geben einen wunderbaren Schein im Licht. Andere Priester schlagen die Sistrren im selben Rhythmus. Auf und nieder, drei Schritte vor gehen die Gruppen aufeinander zu, drei Schritte zurück und wieder vor, und wieder zurück. Der Schritt wird lebhafter, die Pauke begleitet ihn dröhnend, der Gesang schwillt an. Und rings die Zuschauer klatschen in die Hände, wiegen sich in den Hüften hin und her, eifern die Tänzer an und geraten fast mit ihnen in eine Art Ekstase. Wohl hundert Priester tanzen, und wenn sie geendet, steht der Etchége auf und hält seine Predigt, die aber ziemlich nichtsagend ist. Dann wird das wunderbare Kreuz, in altbyzantinischem Stil gearbeitet und stark vergoldet, zum Kusse der Kaiserin, dem Thronfolger und auch uns gereicht und jedem von den Anwesenden ein Kreuz aus gelben Maskalblumen geschenkt. Nun strecken sich viele Hände nach den glückbringenden Kreuzen aus. Die gelben Blumengewinde werden in hohem Bogen in die Menschenmenge geworfen, und ein wildes Greifen danach beginnt.

Sah man je wieder solche Farbenhymphonien in diesem Leben? Das Prunkvollste ist noch nicht prunkend genug, um nicht von einem anderen Stück übertroffen zu werden. Und doch ist dies vielleicht nur ein schwacher Abglang längst vergangener Zeiten, denn einst waren, wie uns alte Chroniken melden, die Kirchengeräte, ja die Dächer der Kirchen in Abessinien aus purem Golde!

„Es war einmal ...“

An der Geburtsstätte der Grimmschen Volksmärchen von Willy Norbert.

Drei Worte nur — wie es da plötzlich aufklingt im Herzen! Tag und Tageslärm versinken ringsum, eine verlorene Welt steigt heraus. Erinnerungen der Kindheit, längst erstorben, längst erdrückt vom harten Griff des Lebens, werden wach. Und wie Schattenbilder, wie Nebelschleier erheben sie sich, legen sich zwischen uns und die Welt, werden immer deutlicher, immer blutvoller; und mit einem Schlage steht es wieder vor uns da, als hätten wir es gestern erst verlassen — das verlorene Paradies der Kindheit ...

Drei Worte nur, drei magische kleine Worte — es war einmal!

Alle haben wir es einst erlebt. Mit erstaunten und gläubigen Augen haben wir der Mutter ins Antlitz gesehen, die uns das erste Märchen erzählt, haben unsere jungen Seelen eingesponnen in die Traumwelt Dornröschens und Rotkäppchens. Es war die schönste Zeit unseres Lebens.

Und irgendwo in einem tiefen Versteck unserer Seele haben wir sie bewahrt, alle die schönen und geheimnisvollen Geschichten. Unbewußt haben wir dann später im Leben gesucht nach der verlorenen Wunderwelt, haben sehnsüchtig getrachtet, das Märchen nun auch zu erleben. Schauten aus nach Elfen und Feen, suchten die Dornenhecke, hinter der die

verwünschte Prinzessin schlummerte. Manche fanden sie wohl, die dicke Hecke, wenige aber nur das Glück dahinter. Die meisten von uns rissen sich die Hände blutig an den Dornen. —

Überall in deutschen Landen hat sich in Herz und Mund des Volkes treu das Märchen bewahrt als ältestes Vermächtnis unserer Vorfahren. Und wer ein rechter und gläubiger Märchendeuter ist, der findet im alten, ewig jungen Volksmärchen den Glauben unserer Ahnen, ihre Seele und ihre Vorstellung von Schöpfung und Schöpfer wieder. Denn das Volksmärchen, nicht das Kunstmärchen, ist nichts als eine im Laufe von Jahrtausenden oft bis zur Unkenntlichkeit veränderte Überlieferung der Gedankenwelt und des Kults der alten Germanen. Jedes Zeitalter, jede Zeitströmung hat nur zeitgemäß das Gewand des Märchens verändert, daß es ewig jugendfrisch geblieben bis heute. So kommt es, daß heute niemand mehr weiß, daß unser gutes altes Rotkäppchen einst nichts war als die kindlichdichterische Darstellung vom Untergang der Sonne. Wie ein rotes Käppchen lag die halbe, tief glühende Scheibe des freundlichen, von allen geliebten Gestirns noch über dem fernen Horizont. Bis die Nacht des Dunkels sie plötzlich ver-



Besuch der Brüder Grimm bei der Märchenfrau in Niederzwehren.

Schlang — der Wolf, altgermanisch We-ol-fa, der Wehweisenszeuger. Dieser Wolf, dieses Weh verschlingt alles Lebende und führt durch irdisches Dunkel zum ewigen Licht. So verschlang es auch die Sonne, das Sinnbild alles Daseins... Ja, so sieht sie aus, die Ahne unseres kleinen Rotkäppchens! Und irgend so eine schöne und stolze Ahnherrin haben sie alle, die alten deutschen Volksmärchen — die Sieben Raben haben sie, Schneewittchen und Aschenputtel haben sie genau so wie

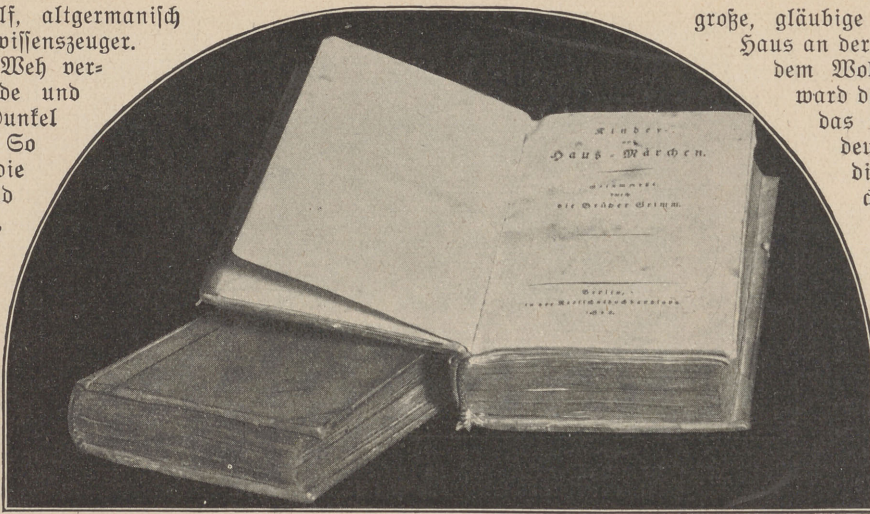
Goldmarie und Bechmarie. Aber wie in unseren eigenen Herzen nur noch das Dunkel der Erinnerung geblieben an das verlorene Paradies, das Wunderland des Märchens, so lebt auch im Herzen des Märchens selbst nur noch schattenhaft das Gedächtnis an seine Schöpfer weiter, die als Barbaren verrufenen alten Germanen, die doch eine so merkwürdig zarte und ergreifende Vorstellung von Gott und Welt gehabt.

Da lebte um die Wende des 18. Jahrhunderts in Hessen eine alte Bäuerin, in deren Brust ein ganzer Schatz solcher alter Volksmärchen lebendig ruhte. Und eines Tages kamen zwei feine, sehnstüchtige Menschen zu ihr und hoben diesen Schatz. Es waren die Brüder Grimm, Jakob und Wilhelm. Sie schrieben nieder, was der Mund der Alten seherisch erzählte — von der Frau Holle auf dem nahen „Meißner“, dem „Spieglein an der Wand“ und all den andern Hessensmärchen des alten Rattenstammes. Die alte Bäuerin hieß Katharina Viehmann. Und Niederzwehren bei Kassel der Ort, wo ihr Märchenhäuschen stand, in dessen niederer Kammer die beiden Brüder der Alten gelauscht als zwei

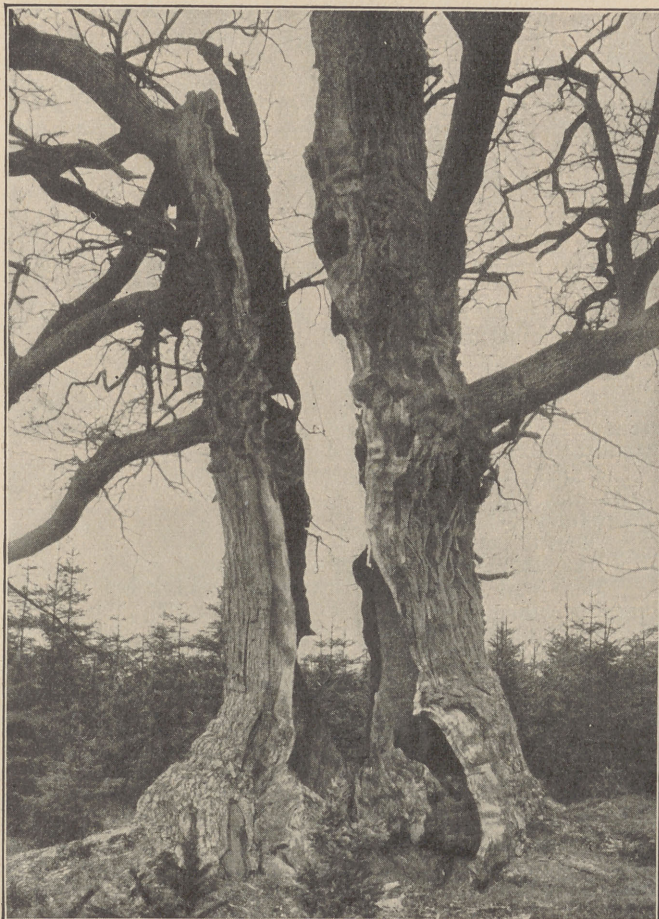
große, gläubige Kinder. Im alten Haus an der Marktgasse zu Kassel, dem Wohnhaus der Grimms, ward dann das Buch geboren, das nun längst in jedem deutschen Hause steht — die „Grimmschen Märchen“. Das alte spitzgieblige Haus steht noch heute, mitten im altertümlichen Gewirr enger Gassen der malerischen Altstadt Kassels, und ein Schild mit dem Bildnis der „Märchenfrau“ an ihm hält das Gedächtnis an sie und das Brüderpaar lebendig.

Noch eindringlicher aber als hier

lebt die Erinnerung an sie und ihre versunkene Wunderwelt weiter in dem tiefen, unfernen Wald, dem Reinhardswald bei Kassel mit seinem „Urwald“. Hier ist ja die Geburtsstätte all der phantastischen Geschichten der Märchenfrau, hier die Bühne ihrer Geschehnisse. Dieser viele Meilen weite Wald ist eine eigene Welt für sich. Feierlich rauschen seine alten Eichen, einziger Laut in tiefster Stille. Kein Haus, kein Mensch, nur Tiere scheinen seine einzigen Bewohner. Unter den mächtigen hohen Stämmen uralter Eichen, deren Wipfel den Himmel tragen, wächst ein zweiter Wald — ein phantastisches Gebilde riesiger Farne, dichtgedrängt ein Dach haltend über das vielgestaltige Kleinleben des Waldbodens. Ein silberner Hauch liegt auf diesem weiten Dach, gewebt von unzähligen Spinnen — die Schleier der Elfen, in denen funkelnde Steine und Perlen ruhen, die der Tau der Nacht heimlich in sie gelegt. Immer dichter wird die grüne Wildnis, immer höher schlagen ihre Wogen. Tiefer noch wird die grenzenlose Stille, daß es das Herz erbeben macht, als irgendwo ein morscher Ast mit hartem Laut zerbricht, und für



Die Erstausgabe der Grimmschen Volksmärchen.



Gespaltener Baumriese im Reinhardswald bei Kassel.



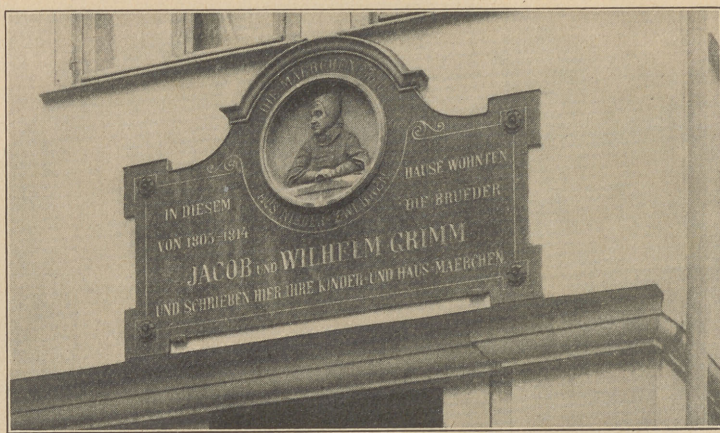
Am Tor der Sababurg am Reinhardswald.

Sekunden das schmale Köpfchen eines flüchtigen Rehs mit großen, forschenden Augen über die funkelnden Elfenhöhlen blickt, starr und rätselvoll wie Böcklins seltsames Einhorn.

Und plötzlich stockt der Schritt ganz. Da liegt es quer über dem Boden wie eine mächtige Mauer — der tote Leib eines der Riesen des Waldes. Der vielhundertjährige Stamm ist vermodert und umspannen von Schlingpflanzen. In ihren weichen Armen schläft er den letzten Schlaf. Und anderen sterbenden oder toten Baumriesen begegnet der einsame Wanderer, ist doch hier im Urwald des Reinhardswaldes nicht nur alles Leben des Waldes heilig und unverleßlich, sondern auch sein Sterben. Nie sah er den Blitz der Art. Die Bäume sterben, wenn ihre Stunde gekommen, wenn sie müde wurden vielhundertjährigen Kauschens und Blühens. So ist hier wieder jener altgermanische Urwald erstanden, der die Umwelt unserer Ahnen gewesen.

In ihm aber und mit ihm lebt ihre Mythe weiter — das deutsche Volksmärchen. Hier hatte ja einst der kleine Däumling die ängstlichen Geschwister geführt, Hänsels und Gretels Hergenhaus hatte hier gestanden, die Sternaler waren auf die versteckte Blumenwiese hinabgefallen, und Schneewittchen hatte hier irgendwo im Dickicht verborgen gehaust.

Und dann geht es plötzlich bergan. Immer höher hinauf



Die Gedenktafel am Brüder Grimm-Haus zu Kassel mit dem Bild der Märchenfrau Katharina Viehmann aus Niederzwehren.

geht der schmale Waldpfad, bis über die Wipfel der knorrigen Eichen zwei kleine, altertümliche Türmchen ragen. Eine alte, zerfallene Burg krönen sie, die am Ende des weiten Waldes liegt: die „Sababurg“, in der Ritter Blaubart einst gewohnt haben soll. In ihrem Rücken der alte Hochwald, vor ihr aber, in blaueste Felsen sich verlierend, Wiesen, Felder und Forsten des Hessenlandes, von bunten Dächern der Dörfer und von silbernen Schnüren zu Tal eilender Bäche durchsetzt.

Die Hallen der alten Burg sind längst zerfallen. Den Bankettsaal Blaubarts hat längst der alte Wald erobert, und siegreich wehen seine grünen Fahnen selbst von den höchsten Zinnen herab. Mit dem Efeu des Vergessens um die Wette aber rankt sich Sage und Märchen um die Trümmer der Sababurg, seit vielen Jahrhunderten ist sie schon ihr eigen, seitdem die schöne Saba, die Tochter eines mächtigen Zauberers, sie bewohnt, seitdem die junge Prinzessin den Händen Ritter Blaubarts entrissen. Noch steht der dicke Turm, von dessen Zinne der Schleier einst den rettenden Brüdern geweht . . .

Land des Märchens, soweit der Blick von diesem alten Turme reicht — ein weites, rauschendes Revier voll Einsamkeit und doch voll tausendfältigem Leben. Und wer es durchschreitet, wandert wie zwischen den Säulen eines unendlichen Tempels, hinter denen es flüstert: „Es war einmal . . .“

Traum und Erfüllung. Von Susanne Tornwaldt.

Sicherlich haben wir in der Schule anregenden Gesichtunterricht gehabt, denn irgend einmal hatte ich den sehr lebhaften Traum, ich sei die Enkelin des Königs Chafra. Ich war in der Lybischen Wüste, sah unzählige Züge von Sklaven die Steine zum Bau einer neuen Pyramide heranschieben. Ich sah die Sphinx im Traum, hörte den Wüstenwind über klagende Steine singen und betete im Sonnentempel des Ra.

Seitdem ließ die Sehnsucht mich nicht los, das alles einmal in Wirklichkeit und nach Jahrtausenden zu sehen. Denn in meinem Traum war alles neu und außerordentlich prächtig gewesen.

So kam es, daß ich von Südafrika her meinen Dampfer ohne mich durch den Suezkanal fahren ließ und kurze Zeit in Kairo blieb. Ich fuhr nach Gizeh mit der beschwingenden Sehnsucht meines Kindertraums, erblickte andächtig die zierlichen Dreieckshouetten am Horizont — und erlebte eine der ganz großen Enttäuschungen, wie sie jedem hier und da vorbehalten sind.

Neben mir — zu Fuß, auf Kamelen, mit Autos strömten Menschen — eine Karawane von Menschen — vom Menahouse hinauf. Schwenkten Bäderer oder ließen sich unter Lachen und Fluchen die Stufen hinaufwuchten, die der Zeitenzahn in die glatten Steinwände der Königsgrabmäler gerissen hat und das einzige einigermaßen Stilgerechte war das babylonische Sprachengewirr, unter dem das geschah. Der Beduine aber, der als Fremdenführer mich wider meinen Willen unter seine Protektion nahm, erklärte mir in furchtbarem Englisch die Gegend.

Als ich mir das dringend verbat, griff er nach meiner Hand und begann, ehe ich ihn zu hindern vermochte, mein Schicksal laut daraus zu lesen. Was er mir überstürzt aus meiner Vergangenheit erzählte, stimmte — trotzdem es nicht alltäglich ist — so auffallend, daß ich doppelt bestrebt war, ihn am Zukünftigen zu hindern. Er schwachte aber ohne Unterlaß weiter, und in die ersehnte Stimmung zu kommen — ja auch nur einen Gedanken zu fassen, wie er für diesen Ort erstrebenswert erschien, war ganz unmöglich. Angesichts der Sphinx, auf deren Anblick ich mich wahrhaft feierlich gefreut hatte, fing ich nun auch an ein furchtbares Englisch zu reden, wenn auch in anderm Sinne. Ja, ich fluchte, fürcht' ich, wie ein Tommy im Schützengraben — als unersehens ein anderer Beduine neben mir stand und mich mit wenigen und mir sehr hebräisch klingenden Worten von meinem Quälgeist befreite.

Erstaunt sah ich auf. Sah unter dem beduinischen Kopf-

tuch ein dunkles, aber europäisch geschnittenes Gesicht und lernte den Mann kennen, von dem ich nie einen andern Namen als „Ben Amri“ erfuhr. Ben Amri, den Seltsamen, der ein schweres Geschick vom Wüstenland verwehen lassen wollte und fern von seiner wahren Welt seit Jahren unter dem Zeltdach der Beduinen lebte.

Das alles wußte ich damals noch lange nicht. Zu Anfang unserer Bekanntschaft saßen wir nebeneinander im glühenden Sand und schwiegen die Sphinx an. Als wir das lange Zeit mit stichlicher gegenseitiger Billigung getan hatten, sagte er nachdenklich und immer noch zur Sphinx: „Meine Stammesfreunde nennen dich Abu hol, das heißt Vater des Schreckens. Es ist nicht richtig — sie sollten dich Mutter aller Rätsel nennen.“ Er sprach Deutsch. Ein liebes und ein wenig schwäbisches Deutsch. Es war sehr überraschend.

Wir sagten dann einiges zueinander. Nicht viel, aber mit dem wohlthuenden Gefühl nicht nur sprachlichen Einklangs. Und endlich meinte er: „Manche Menschen dürften nicht gezwungen sein, Sonntagsindrücke im Alltagskleid zu erleben. — Wollen Sie diese Nacht mit mir in die Wüste reiten? — Es ist nicht Vollmond und der Mond kommt spät. Immerhin, er leuchtet hell genug.“

Prüfend sah ich in die graugrünen Augen. Merkwürdig helle und sehr zuverlässige Augen in dem hageren braungebrannten Gesicht.

„Gern!“ sagte ich.

Und wir verabredeten Ort und Stunde.

Bald nach Mitternacht surrte der Motor des Wagens vor der Eingangshalle von Shepherds Hotel. Die Nächte sind kalt und der Abstand gegen die Hitze des Tages macht das fühlbarer, als es den Graden nach ist. Aber ich war einem langen nächtlichen Ritt entsprechend gekleidet.

Der Wagen fuhr über die Nilbrücken — Dhaus, mit ihren langen, gebogenen Masten schwappten im dunklen Wasser auf und nieder — dann raste er die große Straße nilaufwärts nach Gizeh. Noch war der Mond nicht aufgegangen, aber der Himmel war sternklar und ein mattes Leuchten verkündete sein Kommen am Horizont. Ein paar zerzauste Eufalypten flogen geisterhaft vorüber. Hier und da sah man die zarten Konturen der Palmen über das Wasser neigen, oder Fellachenhäuser, wie rechteckige Erdhausen sich in Däsen ducken.

Als ich am Menahouse vorüberfuhr, lag der Mond wie eine runde, rote, umgekippte Schale auf dem Horizont. Am Anstieg zu den Pyramiden hoben sich bewegungslos vom

helleren Sand die grotesken Umrisse von zwei Kamelen. Es stand ein Beduine bei ihnen. Ben Amri kam mir entgegen. „Salem aleik!“ grüßte er und sah so beduinisch wie möglich aus.

Die mir zuge dachte Kamelin schien nicht mehr jung und von unzufriedener Gemütsart. Beim Niederknien schalt und stöhnte sie in den ungewöhnlichsten Tönen und setzte das fort, als sie sich mit mir wieder erheben sollte.

„Sie sind Kamelritte nicht gewohnt, ich habe das Tier mit dem bequemsten Schritt für Sie ausgewählt,“ sagte Ben Amri entschuldigend. „Ist die Hedjine erst in Gang, söhnt sie sich mit dem Schicksal aus.“

Ein paar kurze arabische Worte zu dem Diener — ein Zuruf den Tieren. Die Kamele schleuberten ihre langen, dünnen Beine bergan. Es erschien eine etwas ungewohnte Verlagerung aller Glieder, aber nach wenigen Minuten vergaß ich darüber nachzudenken, und der Körper gab unbewußt dem schwingenden Rhythmus nach.

Vor dem seitlichen Mond standen harigerandete die Pyramiden, hinter ihnen dunkelte geheimnisvoll die Stadt des Todes. Die Sphinx — körpergefaßtes, ernstes, gewaltiges Schweigen — war metallisch umglänzt.

Vor uns lag die Wüste. Ein aus glühendem Leben erstarrtes Meer, hinter dessen Wellentälern sich die Nacht verbarg, während seine Rämme goldflimmernd dem Mondlicht sich darboten. Über dem Niltal stand in dichten Watten schwaden der Nebel. Uns zur Seite schlangen gespensterhaft riesige, schwarze, hartumrissene Schatten. Beduinenzelte verschwammen in den sich kreuzenden, sich überschneidenden Linien. Steine — Felsen häuften das Meer. —

Die Welt gewohnten Lebens war fern.

Wir waren schweigsam auf diesem Ritt. Wer sollte nicht schweigsam sein, wenn ein seltener Augenblick es mit sich bringt, die eigene Wichtigkeit mit dem gerechten Maß der Sandtordimension zu messen.

Langsam fallende Tropfen glitten die Stunden in die Unendlichkeit. Nicht Stunden. Alles war zeitlos. Es gab nichts mehr in der Welt als unermessliche Sandwellen, unermesslichen Sternenhimmel. —

Ich hatte nicht darauf geachtet und nicht danach gefragt, wann Ben Amri zurückkehren wolle. Als der erste blaße Tageschein über den Horizont griff, geisterte das steinerne Angesicht der Sphinx an uns vorüber. Achmed, der Diener, tauchte aus dem Schatten der Steine. Meine Hedjine sang ihr Klage lied, als sie mich absetzen mußte, und ich war nicht abgeneigt ein gleiches zu tun, als sie mich abgesetzt hatte. Der Schluß eines mehrstündigen untrännten Kamelritts ist durchaus dazu geeignet aus Traumland in die Wirklichkeit zu versetzen. Es war eine segensreiche aber schmerzvolle Massage, danach auf eine Pyramide steigen zu müssen. Ben Amri hatte es nicht leicht mit mir.

Als wir beide einigermaßen atemlos oben anlangten, war der matte Streifen am Horizont zu klargelbem Leuchten über den Himmel gewachsen. In das blaße Gold griffen rotgoldene Strahlen. Das gefesselte Meer zu unsern Füßen brandete feurig. Der Nil wand sich als schillernde Schlange vor dem glühenden Sonnenball.

Unten breitete Achmed den Gebetteppich und sang sein „Allah il Allah — Gott ist groß.“

Auch ohne Gebetteppich war es der Ausdruck, den der Augenblick verlangte. Ja — es war noch viel schöner als der Sonnentempel des Ra.



Es gibt Leute, die legen alles auf Wagen,
Können von niemand was Gutes sagen,

Können keinen loben und schätzen,
Ohne den andern herabzusetzen. f. s.

Mädchenwechsel und Arbeitsplan.

Der Antritt eines neuen Mädchens ist für die Hausfrau immer ein aufregendes Ereignis, weiß sie doch noch kaum, wes Geistes Kind ihre neue Gehilfin ist, ob sie anständig, zuverlässig, ja auch nur ehrlich sein wird. Und diesem ihr im Grunde doch noch wildfremden Menschen muß sie von nun an einen Teil ihres Haushaltes, den Inhalt ihrer Schränke, Truhen und Kästen anvertrauen.

Aber nicht nur der Hausfrau bringt der Mädchenwechsel anstrengende und unruhige Tage, sondern auch für die neue Gehilfin selbst mag das Einleben in einen neuen Haushalt, bei wildfremden Menschen, oft schwer genug sein, ehe sie sich das Vertrauen ihrer Herrschaft errungen und ein wenig Heimatgefühl gewonnen hat. — Wie oft hat mir schon um den Ersten herum solch ein verschüchtertes junges Ding irgendwo die Haustüre geöffnet mit traurigen Augen und ungeschickt, in der Angst, die soeben erlernten Empfangsphrasen auch richtig herauszubringen. Da hat es mir denn keine Ruhe gelassen, dem armen Neuling zwischen Tür und Angel ein aufmunterndes, hilfreiches Wort zu sagen, und hernach der Herrin selbst auf dem Sofa ihres Empfangssalons, als sie leuzend die Rede auf „die Neue“ brachte, ein ganz klein wenig nachzulegen, welch harte Tage jedesmal so ein Herrschaftswechsel für das Mädchen selbst bedeuten mag.

Das junge Menschenkind wartet ja doch wohl in den meisten Fällen mit derselben Spannung darauf, in ihrer Herrin die gütige Frau kennenzulernen, wie diese darauf wartet, sich erst von der Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit ihrer Gehilfin zu überzeugen. Einer muß mit dem Entgegenkommen beginnen, und da wir in unsern vier Wänden festen Fußes beheimatet sind, das Mädchen aber auf Schritt und Tritt mit allen Bedrängnissen der Fremde zu kämpfen hat, so ist nach meinem Empfinden die Reihe des Entgegenkommens zunächst an uns.

Wer nicht seiner Menschenkenntnis soweit trauen kann, daß er überzeugt sein dürfte, ein ordentliches Menschenkind gemietet zu haben, wer sich nicht die Mühe machen wollte, zunächst die Familienverhältnisse und den bisherigen Lebenslauf des Mädchens zu prüfen, der muß es schließlich hier und da im Anfang auf die Probe stellen. Niemals aber würde ich mit meinem Entgegenkommen so lange warten, bis mich solche Proben belehrt hätten, daß ich es mit einem ehrenhaften Menschen zu tun habe, sondern dem Mädchen beim ersten Schritt in unser Haus gütig entgegenkommen. Das ist menschlicher und — klüger. Es ist ja für das neue Mädchen viel schwerer, das sichtliche Vertrauen seiner Herrin leichtfertig zu zerstören, als ein von vornherein deutlich zur Schau getragenes Mißtrauen zu bestätigen.

Schwerfälligkeit und Dummheit — besonders beim „Mädchen vom Lande“ — machen ihr wie der Hausfrau die ersten

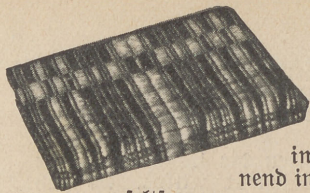
Tage und Wochen oft zur Qual. Da mag sich die ungeduldige Herrin einmal besinnen, wie schwer es ihr, bei all ihrer Bildung und Klugheit, selbst oft fiel, hilfreich in einen fremden Haushalt einzugreifen, etwa beim Besuch einer Freundin. Kein Haushalt ist wie der andere, hundert Dinge gibt es zu fragen und zu merken.

Um beiden Teilen hier den Übergang möglichst zu erleichtern, rate ich aus bester Erfahrung heraus zu einem bis ins kleinste ausgeführten Arbeitsplan für das Mädchen. Ein solcher wohl durchdachter Arbeitsplan nimmt dem Getriebe der Hausarbeit die Unruhe des Nichtfertigwerdens. Jede Arbeit hat ihren festen, praktischen Platz bekommen. Der Arbeitswust wird übersichtlich und was für morgen notiert ist, beunruhigt nicht schon heute. — Wenn sich ein neues Mädchen in ihrer Kammer (die übrigens außer dem notwendigsten Inventar ruhig auch ein gutes Bild und einen Blumenstrauß enthalten darf) ein wenig eingerichtet hat, so rufe ich sie mir auf mein Zimmer. Dann sprechen wir Stück für Stück den von mir sorgfältig ausgearbeiteten Plan durch. Ich frage sie hier und da um ihr Einverständnis, etwa ob ihr die Zeit von $\frac{1}{2}$ 7 bis 7 Uhr zum Anziehen genügt, ob sie glaubt, von $\frac{1}{2}$ 2 bis 3 Uhr die Küche fertigmachen zu können, ob sie ein Zubettgehen um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr gewöhnt ist usw., und dann hängen wir den Plan an einem praktischen Platz in der Küche auf, so daß sie sich von dort Rat holen kann, so oft sie will. — In kürzester Zeit wird sie über ihre laufenden Arbeiten so sicher Bescheid wissen, daß sie über ihren Tag eine beruhigende und beide Teile befriedigende Übersicht gewinnt. — Dann kann der übliche Zustand gar nicht erst einreißen, daß es morgens nach dem Aufstehen losgeht: „Du dies, tu das!“ und so fort bis zum Abend. Ein Mädchen, das so hin- und hergestoßen wird, hat gar kein Interesse daran, ihre Arbeiten flink und gut zu beenden, denn der Haushalt, in dem sie arbeitet, ist für sie ja doch nur ein niezufüllendes Danaidenfaß, ein unübersehbares Durcheinander von nicht endender Arbeit.

Daß in den Plan auch die gut bemessene Erholungszeit (abends spätestens von 8 Uhr an und Sonntags so oft und so ausgiebig wie möglich) eingetragen wird, ist selbstverständlich. Das neue Mädchen freut sich darüber und gewinnt von vornherein die Zuversicht: Hier kannst du es gut haben, wenn du willst. — Niemals darf die abendliche Erholungszeit dem Mädchen verkürzt werden, was gerade in einem planmäßig geführten Haushalt am ehesten durchführbar ist.

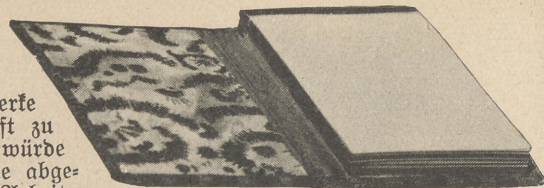
Wohl mag dann und wann ein Durchbrechen des Planes durch unvorhergesehene Ereignisse notwendig werden, doch wird das Mädchen, das ein planmäßiges Arbeiten gewohnt ist, bald selbst lernen, auch Unvorhergesehenes einzuordnen, ohne daß das saubere Räderwerk des Haushaltes dadurch aus seiner Ordnung kommt.

Anni Weber.



Bücher mit handgewebtem Einband.

Das Hohelied auf den Webstuhl.



Der Fremde, der den ersten Blick in unsere Werkstatt wirft, bleibt staunend in der Tür stehen, gehemmt durch den seltsamen, unvermuteten Anblick. Ist die alte Zeit wiedergekehrt? — Ist ein Märchen lebendig geworden? Da schauen die Schaffenden mit versonnenen Augen dem Gaste entgegen; da surrt das Spulrad und die Ragen schnurren, da klappert der uralte, schöngeschnitzte Webstuhl — nicht in dem harten, leblosen Gang der Maschine, nein, im pulsenden Rhythmus einer bewegenden Menschenhand.

Mit dem mehr als sieben Zentner schweren Webstuhl zog ein neuer Geist in unser Heim, und die Poesie des Schaffens wurde aus einem versteckten Speßartdörfchen zu uns herübergerettet.

Nicht allein die Jahreszahl 1779 ist dem alten Hausrat eingegraben, auch frische, flaffende Spuren einer Art trägt er. Das zwecklos gewordene Gerümpel sollte der neuen Zeit weichen und war dem

Flammentod geweiht. Viele, viele Jahre stand er stumm und schlafend, verschmuckt von Staub und Spinnweben. Sein mächtiger Eichenleib, vom Alter verwittert, aber blieb im Kern immer noch fest für Jahrhunderte.

So fand ich ihn, auf tagelanger Suche nach einem alten Webstuhl, in der Scheune eines abgelegenen Gebirgsdorfes. Meine Hand legte ich zögernd auf das ungefüge Arbeitsgerüst — und da fühlte ich mit pochendem Herzen: Du bist mein! Er ist wirklich vier Jahre schon, ander in

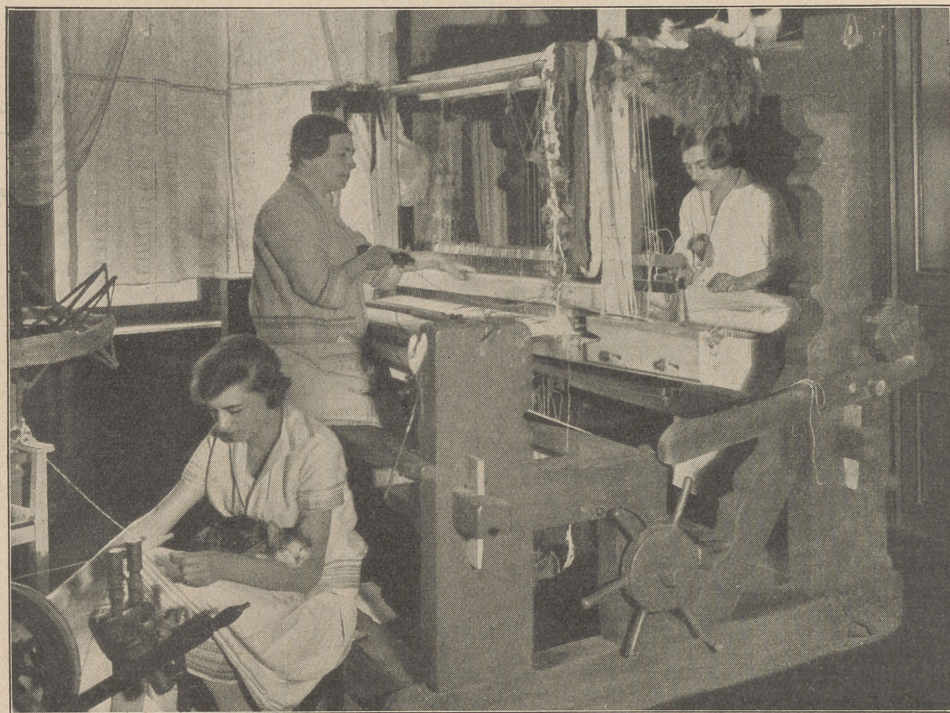
mein geworden — Wir hängen aneinander Luft und Leid wie zwei treue Menschen.

Eine andre werde ich, wenn ich vor ihm auf der steifen Bank sitze — eine Glückliche. So manchen Schmerz hat er gemildert, verschluckt. Alle meine Gedanken wandeln sich

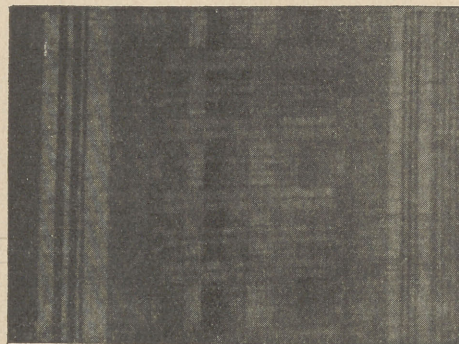
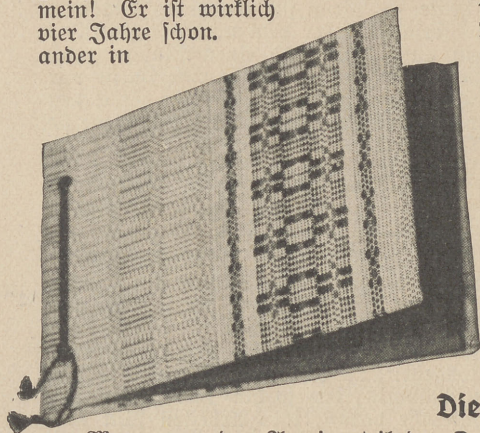
durch ihn in kleine Werke um. Wer ihre Schrift zu lesen vermöchte, der würde mehr erkennen als die abgeklärte Stimmung dieser Arbeiten. Am Webstuhl ist der Platz, wo auch die Frau einmal schöpferisch sein darf. Wenn die Muster zwar enge Grenzen haben, über den rechten Winkel nicht hinauskönnen, nichts hindert die Phantasie daran, in Farben zu schwelgen.

Wer ahnt den befreienden Atemzug, die unendliche Befriedigung, wenn nach allem Ringen ein Stück gelungen daliegt! Kein Wunder, daß ich meine Töchter an meine Seite nahm und zu dem gleichen Wege führte. Daß auch dieser Weg über Dornen und Steine geht, das hat er wohl mit allen Berufen dieser schweren Zeit gemein. Viele Arten Stoffe für Kleid und Wohnung stellen wir her, mit eingearbeiteten Mustern verziert, die ich Webstückerie nenne. Meine ganze Liebe zur Arbeit aber erwachte erst

dann, als ich begann, Bucheinbände in Wolle und Kunstseide auszuführen. Nun konnte ich mich in ungezählten Einzelstücken ausleben. Es entstehen dunkle, kräftige Einbände zum praktischen Gebrauch für Lichtbilderalben, Kochrezeptsammlungen, Wanderliederbücher oder klassische Prosa. Und dann die hellen weisseidenen Bändchen allerart und Form, auch mit leeren Blättern ein Schmuck auf jeden Tisch, in jeder Frauenhand. Der Massenstempel der Maschine hat sie nicht gezeichnet. Mit feinfühlenden Fingerspitzen sind tiefe, tapfere Gedanken, hohes Wollen in die Fäden verschlungen. Ohne ernste Sammlung gehe ich nie an meinen „Spielmann“, denn diesen Namen trägt mein Webstuhl nach seinem letzten Meister und Besitzer. W. Strübing-Silber.



Aus der Werkstatt einer Handweberin (Deutsche Herweberei, Martha Silber und Töchter, Frankfurt), der auch die abgebildeten Bucheinbände entstammen.



Debschik phot.

Die Fünfzigjährigen! — Ein Notschrei.

Wenn man den Anzeigenteil des Daheim von vor etwa dreißig Jahren durchblättert, so findet man meistens bei den besseren der angebotenen Stellen die Bemerkung: Ältere, erfahrene Kraft bevorzugt. — Wir damals Jungen mußten uns mit schlecht bezahlten Stellen begnügen. Für eine Hauslehrerin wurden damals im allgemeinen 400 M bezahlt; als ich schon im Ausland gewesen war, bekam ich an einer Schule mit Internat bei voller Stundenzahl und viel Aufsicht und wöchentlich ungefähr zweihundert Hefen zur Durchsicht nur 450 M im Jahr.

Damals war ich ein unerfahrenes Ding und habe viele Fehler gemacht, die ich jetzt vermeide, weil ich geduldiger geworden bin und mehr Verständnis für die Kinderseele gewonnen habe. — Und wie mir, so geht es den meisten; das aber wird heutzutage nicht mehr anerkannt. —

Man stellt die Fünfzigjährigen als veraltete Mummelgriese hin, die nichts mehr zu leisten vermögen und gibt ihnen

keine Arbeit. Und doch stehen sie in der besten Kraft der Jahre, haben noch Tatkraft und Anpassungsfähigkeit und Unternehmungsgeist genug, um Gutes zu leisten und sind doch keine Durchgänger mehr, die mit dem Kopf durch die Wand Unmögliches vollbringen wollen.

So liegt viel wertvolle Arbeitskraft brach und verkümmert im germürbenden Kampf, nicht nur ums Brot, sondern auch um seelische Befriedigung. Dagegen vertraut man der Jugend oft große verantwortungsvolle Posten an, denen sie — auch bei geeigneter Vorbildung — nicht gewachsen ist.

So ist es auf allen Gebieten, nicht nur im Lehrfach, sondern auch in der Hauswirtschaft, der Fürsorge, der Krankenpflege, der kaufmännischen und der Büroarbeit. Die Jugend wird umschmeichelt, verwöhnt; man füllt ihr die Hände mit Geld, das sie nicht einzuteilen versteht, zieht sie älteren, erfahrenen Menschen vor und — schilt sie, wenn sie sich über diese erhaben dünkt. Wer findet Wege aus der Not? E. Jordan.



Eleganter dunkelbrauner Kalbfellmantel, auf Fohlen gearbeitet.

Mein Kaffeetisch am Bridgenachmittag.

Viele Leserinnen unseres lieben „Daheim“ sind gewiß eifrige Bridgespielerinnen und sehen gleich mir die Mitglieder des Kränzchens ab und an als Gäste bei sich. Wen lockte es da nicht, dem Kaffeetisch für diese Gelegenheit einmal eine besondere Note zu geben? Gebraucht werden nur etwas geschickte Hände, eine alte, achteckige, breitgeformte Flasche, ein Päckchen Watte, ein wenig Plastilin in Fleischfarbe, eine Rolle rotes Krepppapier und ein hübsches Vorbild, das in Stil und Farbe zum vorhandenen Service und zu der Umgebung paßt. So wählte ich mir aus einer Daheimnummer das Bild der Kurfürstin Anna Amalie von Bayern im Parforcejagdkostüm etwa aus dem Jahre 1730, das mir in seiner leuchtend roten Farbe so gut geeignet schien, eine Kartendame darzustellen. — Ein hochmütiges Köpfchen wurde geformt, dem ich noch durch Pudern der Wattehaare, zartgeschwungene Brauen und ein wenig Rot auf Lippen und Wangen mehr Leben verlieh. Mit energischem Druck saß es fest auf dem Hals der Flasche, unter dem mit Watte und einer Riesentopfnadel ein Kokosfigürchen vorher gewickelt, gedrückt, genäht worden war, natürlich gleich mit den dazu gehörigen, zarten Armen und Händchen aus Plastilin. Etwa vorhandene anatomische Unstimmigkeiten deckt liebevoll das stilschöne Papierkostüm.

Nr. 50

Pelze . . .

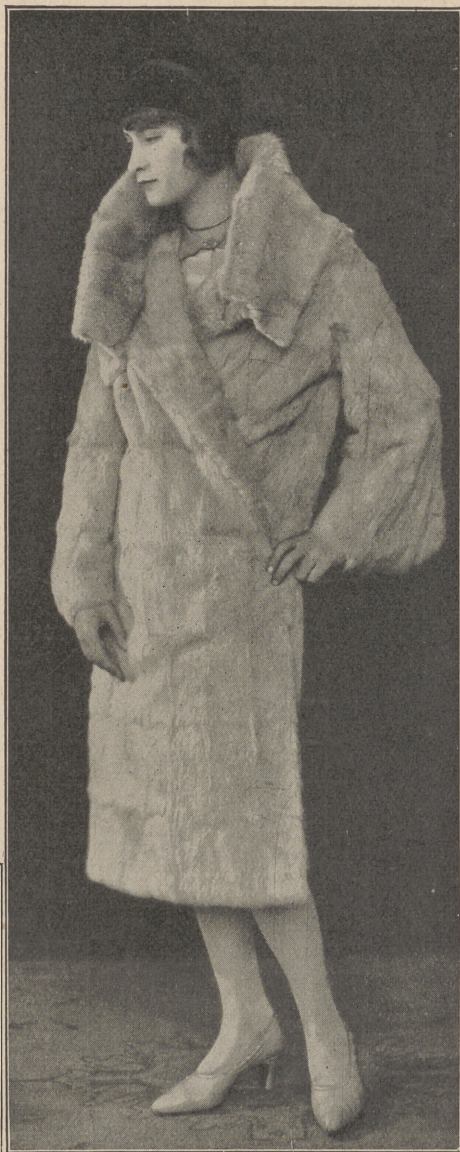
Drei wunderschöne Modelle zeigen unsere Bilder und doch sind alle drei nicht „echt“; d. h. brave, einheimische Haustiere — Kalb, Lamm und Kaninchen — lieferten uns die Felle und in kunstreicher Verarbeitung wurde ein köstliches Rauchwerk daraus. Der Mantel links hat als Vorgänger jene grell gefleckten, spröden Kalbfellmäntel des vorigen Winters. Dieser hier ist von Fohlen kaum zu unterscheiden. Und ebenso geht es mit dem Pelzmantel rechts. Ein Fehmantel ist wohl der Traum mancher Frau, jedoch: „Die Sterne, die begehrt man nicht . . .“ Möge sie zu dem unvergleichlich preiswerteren Feh-Kanin greifen, sie wird nicht minder elegant darin aussehen.

Die Mode der Sportpelze schenkte uns den hellen Pelzmantel. Er wird auch für den Winter übernommen, weil er jugendlich und flott wirkt. Ein anschauliches Beispiel vermittelt das untenstehende Bild.

Man liebt in diesem Jahr große Kragen und üppigen Armelstulpen an den Mänteln, oft aus anderem Pelzwerk wie der Mantel selbst. Noch immer lautet die Lösung: schlank und schmal, noch immer rafft und wickelt man sich in den Pelz. Detta.



Heller Sportpelz aus Rio-Breitshwanz, einem geschorenen Lammfell. Sämtliche Modelle: C. U. Herpich, Berlin. Aufnahmen: H. E. Kiesel.



Eilbergrau und seidenweich — ein Mantel aus Feh-Kanin.

Nun noch einige Perlen aus der Spielzeugschachtel der Kinder dem Dämchen ins Haar gedrückt, die goldene Stickerei am Kleid durch Pinsel und Bronze ersetzt, ein winziges Endchen Spitze als Jabot befestigt und schon steht sie fertig da, meine kleine Bridgedame! Mit prüfendem Blick überfliegt sie meine alten, schwarz-gold geränderten Tassen — gottlob, sie scheint zufrieden, doch befiehlt Thro Gnaden noch ein Kränzlein aus feingefasstem Buchs. Freiwillig füge ich vier kleinere hinzu, die zum Zeichen dessen, was uns zusammenführt, als Mittelpunkt Herz-, Pique-, Karo- und Treff-As — aus Karton geschnitten und kräftig bemalt — erhalten.

Die Ausgaben betrugen 95 deutsche Reichspfennige. Als Einnahme buchte ich die frohen Gesichter meiner Gäste und ihre bewundernden Ausrufe, die meine kleine Dame, huldvoll lächelnd, grazios entgegennahm. C. K.

Der wiederhergestellte Papierkorb.

Wenn der Boden entzwei gegangen ist, schneidet man sich aus Pappe einen Kreis, der der unteren Öffnung des Papierkorbes entspricht. In Abständen von 8 cm schlägt man mit einem Nagel Löcher 2 cm vom Rande der Pappscheibe ein und fädelt durch jedes Loch einen 10 cm langen, dünnen Bindfaden. Nun legt man den Korb auf die Pappe — immer das eine Ende des Bindfadens nach innen und zieht von innen nach außen den Bindfaden durch das Flechtwerk, um es dann mit dem äußeren Ende zu verknöten. Den Knoten zieht man unter den neuen Boden und schneidet die Enden ab. Ist der Papierkorb dunkel, so tönt man Bindfaden und neuen Boden mit Fußbeize.

Für die Küche.

Wenn der Kürbis reift . . .

Dicker Kürbis als Nachtisch oder selbständiges Gericht für Kinder. 4 Pfd. von Schale und Kernhaus befreite Kürbistreifen werden in kleine Würfel geschnitten, in knappem Salzwasser fast weich gekocht, abgeseigt und zu Wei geklopft oder durchs Sieb gerührt. In $\frac{1}{2}$ l Milch kocht man den Kürbis gar, gibt 100 g Zucker dazu und dacht ihn mit $\frac{1}{4}$ Pfd. Grieß, der in $\frac{1}{2}$ l Milch verquirlt worden ist, ein. Es werden entweder gebräunte Butter und Zucker mit Zimt oder Fruchtstift dazu gereicht.

Ein sehr billiger Kürbistuchen. Zutaten: Der vierte Teil eines mittelgroßen Kürbis. 3 Pfd. Mehl, $\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker, $\frac{1}{4}$ Pfd. Fett oder Butter, etwas Salz, Anis nach Geschmack und entsprechend Hefe. Der Kürbis, geschält und in Stücke geschnitten, wird mit etwas Wasser weichgekocht, dann im lauwarmen Zustand mit Mehl und den anderen Zutaten, zuletzt mit der Hefe, vereinigt. Der Teig wird dann in einer Form, am besten Kastenform, eine Stunde zum Aufgehen hingestellt und wie Kuchen gebacken. Zum Gebrauch wird der Kuchen in Scheiben geschnitten und erforderlichenfalls mit Butter, Honig, Marmelade u. w. bestrichen.

Kürbismarmelade I. Ein mittelschwerer Kürbis (etwa 10 Pfd.), 2 Pfd. Farinzucker, 8 Zitronen und etwas gekochener Ingwer. Der Kürbis wird sauber gemacht, geschält und in kleine Stücke geschnitten, mit Farin bestreut und 21 Stunden stehen gelassen. Hierauf gibt man den Saft sowie das Abgeriebene der Zitronen dazu, kocht alles zum dicken

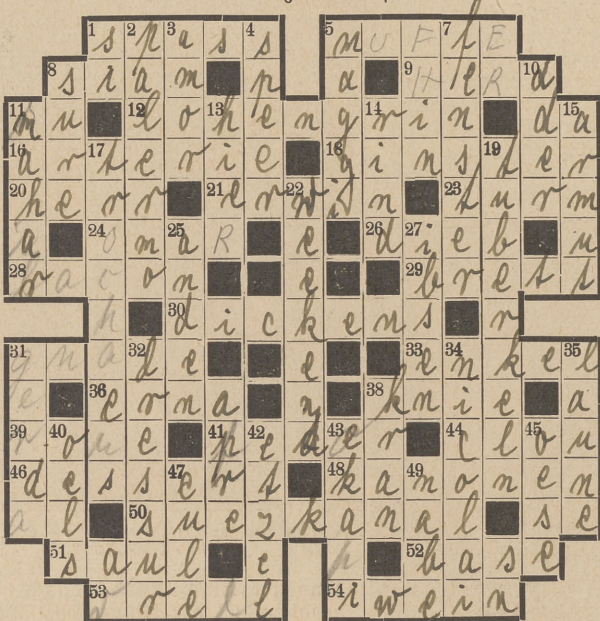
Brei ein. Aber stets rühren, damit es nicht anbrennt, was sonst leicht geschieht. Die erkaltete Marmelade schmeckt angenehm frisch, besonders als Aufstrich zu frischen Semmeln. E. B.

Kürbismarmelade II. Auf 3 Pfd. Kürbis kommen 2 Pfd. Zucker und 3 Stückchen Ingwer. Der Kürbis wird durch die Fleischmaschine getrieben, ohne Wasser auf Feuer gesetzt, der Zucker nach und nach zugehüttet und die Marmelade fertiggekocht. Herzhafter schmeckt die Mischung, wenn man einige Apfel dazutut. Dorothea Sch.

Kürbismarmelade III. Mit Hilfe einiger Gläser Apfelsinenmarmelade kann man eine Menge herrlich schmeckender Kürbismarmelade gewinnen. Zu einem Kürbis von etwa 23 Pfd. verwendete ich etwa ein Literglas voll Apfelsinenmarmelade und noch etwas eingezuckerte Schale. Doch kann man nach Geschmack mehr oder weniger Apfelsine nehmen. Der Kürbis wird, nachdem er geschält ist, in schmale Streifen geschnitten, ganz kurz in kochendes Wasser gelegt, daß er ein klein wenig weich wird, dann durch die Fleischmaschine gedreht und zu 1 Pfd. Kürbis $\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker aufgesetzt. Wenn Zucker und Kürbis eine Zeitlang gekocht haben, gibt man die gewünschte Menge Apfelsinenmarmelade hinzu und kocht alles zusammen schön langsam zu einer dunkelgelben Marmelade ein. Will man den Geschmack recht kräftig haben, so kann man noch etwas Zitronensäure frisch oder kristallisiert hinzutun, es ist jedoch nicht unbedingt nötig. Anna H.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. scherzhaftes Tun und Reden, 5. Rohrverbindungsstück, 8. Königreich in Hinterindien, 9. Person der griechischen Sage, 12. Oper von Wagner, 16. Hauptader, 18. Gestrauch, 20. Anrede, 21. männlicher Vorname, 23. hohes Bauwerk, 24. Kalif, 26. Verbrecher, 28. englischer Philosoph, 29. geschnittenes Holz, 30. englischer Dichter, 31. göttliche Eigenschaft, 33. Verwandter, 36. Mädchenname, 38. Teil des Beines, 39. Lebemann, 41. männlicher Vorname, 44. scherzhafte Bezeichnung für eine Überraschung, 46. Nachtsch, 48. Geschüge, 50. Wasserstraße zwischen zwei Meeren, 51. biblischer König, 52. Verwandte, 53. Leinenstoff, 54. Ritter der Tafelrunde. — Senkrecht: 2. Stadt in Süditalien, 3. römische Gottheit, 4. Wurfgerät, 5. Suppenwürze, 7. Lichtöffnung, 8. Gesang des Korans, 10. Blutgefäß, 11. indische Anrede, 13. Ortsbestimmung, 14. Haustier, 15. bedauerns-

ang — — be — blei — bruck — de — den — di — do — e — e — e — e — e — ei — en — en — er — er — er — eu — fil — gel — ger — ho — ho — hum — i — i — ja — inns — ka — kat — kli — kri — la — la — li — li — lin — max — mei — men — mie — mul — na — na — na — nan — ne — ne — ni — no — no — no — non — o — o — on — or — phe — ple — pre — rei — ron — ror — rum — sam — schach — se — se — se — sen — si — son — stri — tar — te — te — ter — ter — tes — thik — tin — toch — ton — tri — weiß — ze — ze sind 39 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Singeweise, 2. Mädchenname, 3. philosophischer Begriff, 4. Benennung der Altberliner Eckensteher (Glasbrenner), 5. altes Kleidungsstück, 6. Person aus „Hamlet“, 7. Stadt in Armenien, 8. Stadt am Bodensee, 9. Sternbild, 10. Sitten-

werter Zustand, 17. Versfuß, 19. Krankheitserreger, 22. Erholungstage, 25. Gebirge in Südamerika, 27. norwegischer Dichter, 31. Mädchenname, 32. Tierabrichtung, 34. Freund Lesjings, 35. Stimmung, 38. Hebezeug, 40. Stadt in Schlesien, 42. Hunnenkönig, 43. seltenes Süßholz, 45. Befestigungsmittel, 47. Raubvogel, 49. Teil des Rades.

2. Silbenrätsel.

Aus den

Silben: a —

a — al — al

ang — — be — blei — bruck —

de — den — di — do — e — e — e

— e — e — ei — en — en — er —

er — er — eu — fil — gel — gel —

ger — ho — ho — hum — i — i —

— ja — inns — ka — kat — kli —

kri — la — la — li — li — lin —

max — mei — men — mie — mul —

— na — na — na — nan — ne —

ne — ni — no — no — no — non —

— o — o — on — or — phe —

ple — pre — rei — ron — ror —

rum — sam — schach — se — se —

se — sen — si — son — stri —

tar — te — te — ter — ter — tes —

thik — tin — toch — ton — tri —

weiß — ze — ze sind 39 Wörter

von folgender Bedeutung zu bilden:

1. Singeweise, 2. Mädchenname, 3.

philosophischer Begriff, 4. Benennung

der Altberliner Eckensteher

(Glasbrenner), 5. altes Kleidungs-

stück, 6. Person aus „Hamlet“, 7.

Stadt in Armenien, 8. Stadt am

Bodensee, 9. Sternbild, 10. Sitten-

lehre, 11. Musikstück, 12. dichterische Steigerung, 13. Befruchtungsformel, 14. Gesichtsteil, 15. Rechtskundiger, 16. Farbstoff, 17. Stadt in Oldenburg, 18. Stpflanze, 19. Verwandte, 20. fetthaltige Flüssigkeit, 21. Fluß in China, 22. Mädchenname, 23. Prophet, 24. landwirtschaftlicher Betrieb, 25. Stadt in Tirol, 26. Meerestier, 27. Schwanmännchen, 28. Küstentier an der Adria, 29. weibliche Person aus der griechischen Sage, 30. Berg in den Berner Alpen, 31. Gesichtsausdruck, 32. Haustier, 33. Musikinstrument, 34. deutscher Fluß, 35. Wasserkläranlage, 36. Ostseeinsel, 37. männliche Person aus der griechischen Sage, 38. tierisches Fett, 39. amerikanischer Erfinder.

Die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, und die dritten in umgekehrter Folge ergeben ein Wort von Justinus Kerner.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 49.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Saar, 4. Cent, 7. Hieb, 10. Roon, 12. rot, 13. Knabe, 15. Torgau, 18. Amor, 19. Gend, 20. Rudolstadt, 22. Eutri, 24. Arfen, 27. Kannibalen, 30. Etui, 32. Rigi, 34. Zenith, 37. Elise, 38. Erz, 39. Ape, 40. Ase, 41. Ehre, 42. Ente. — Senkrecht: 1. Hirt, 2. Worn, 3. Ring, 4. Canada, 5. Edam, 6. Tier, 8. Brundisium, 9. Stahl, 14. Boot, 16. Auer, 17. Festlozz, 21. die, 23. Ase, 25. Rebe, 27. Keil, 28. Meise, 29. Biber, 31. Eisen, 32. Rede, 33. Bier, 35. Aale, 36. Hebe. — 2. Geständnis: Helene (Sen, neu). — 3. Einschalträtsel: Sand, Erz, Insel, Damm, Ahr, Maß, Stroh, Chor, Haus, Land, Arnen, Neger, Geld, Eis, Nagel, Maul, Industrie, Leber, Land, Ingenieur, Ober, Hadel, Eis, Aest. — „Seid umschlungen, Millionen!“

4. Schieberätsel:

Z O B T E N
L A A L A N D
P A L M Y R A
A B T E I
A X O L O T L
H E R A U C H
S P I R A L E
M A R K I S E
C A L I B A N
Balalaika — Tambourin.

5. Trost und Hoffnung: In großes Unglück lernt ein edles Herz sich endlich finden. Schiller.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Sobeltitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegf. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Welhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Welhagen & Klasing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.